




E
99
.T6
T8
1923



Digitized by the Internet Archive
in 2019 with funding from
Kahle/Austin Foundation

<https://archive.org/details/tlinkituhaidaind0000fuhr>

Schriften-Reihe

KULTUREN DER ERDE

MATERIAL ZUR KULTUR-
UND KUNSTGESCHICHTE
ALLER VÖLKER

BAND XXII

TLINKIT U. HAIDA

1923

FOLKWANG-VERLAG G. M. B. H.
HAGEN i. W. UND DARMSTADT

TLINKIT U. HAIDA

Indianerstämme
der Westküste von Nordamerika

Kultische Kunst
und Mythen des Kulturkreises

Verfasser:
ERNST FUHRMANN

3. AUFLAGE

Thomas J. Bata Lib.
TRENT UNIVERSITY
PETERBOROUGH, ONTARIO

1923

FOLKWANG-VERLAG G. M. B. H.
HAGEN i. W. UND DARMSTADT

E 99 . 767 8 1923

DIE AUSFUHR UNSERER BÜCHER
INS AUSLAND UNTERSAGEN WIR
UND JEDER KÄUFER EINES BUCHES IN DEUTSCHLAND VER-
PFLICHTET SICH DURCH DEN ERFOLGTEN ABSCHLUSS DES
KAUFES, DAS BUCH NICHT OHNE UNSERE ERLAUBNIS INS
AUSLAND WEITER ZU VERKAUFEN. ZUWIDERHANDELNDE
MÜSSEN WIR GESETZLICH VERFOLGEN, DA DIE VERLUSTE,
DIE FÜR UNS AUS DER DAUERNDEN UNERLAUBTEN AUSFUHR
VON BÜCHERN ENTSTEHEN, AUSSERORDENTLICH BEDEUTEND
SIND. WIR MÜSSEN JEDEN EINZELNEN, DER DEM VERBOT DES
VERKAUFES INS AUSLAND ENTGEGENHANDELT, FÜR DIE GE-
SAMTEN SCHÄDLICHEN FOLGEN VERANTWÖRTLICH HALTEN.
VERKÄUFE INS AUSLAND GENEHMIGEN WIR NUR BEI BEZAH-
LUNG ENTSPRECHEND DER JEWEILIGEN VALUTA ABZÜGLICH
EINER PROVISION FÜR DIE BEMÜHUNGEN DER AUSFUHR.

FOLKWANG - VERLAG.

PETERBOROUGH OPTICAL
TRENT OPTICAL

PRINTED IN GERMANY
COPYRIGHT 1922 BY FOLKWANG-VERLAG, HAGEN i.W. UND DARMSTADT
DRUCK VON BALD & KRÜGER, HAGEN i.W.

Im südlichsten Alaska und weiter hinab an der Westküste von Nordamerika bis Puget Sound wohnen einige Indianerstämme, die sich deutlich von den Eskimovölkern unterscheiden, und von diesen verschiedenen Völkern möchte ich die TLINKIT und die HAIDA auswählen, um einen Kulturkreis der Erde zu besprechen, über dem merkwürdige Rätsel schweben.

Die Inseln und Halbinseln dieser Völker sind dicht bewaldet, die Zeder kommt in diesen Gegenden vor und wird vielfach genutzt. Die Stämme leben von Fischfang und Jagd, sie haben eine außerordentlich rauhe Sprache, sodaß mancher Reisende darauf verzichtet hat, diese Worte in den Typen seiner Muttersprache wiederzugeben. Manche dieser Völker haben die Gewohnheit, in die Unterlippe große Pflöcke einzusetzen, die das Sprechen noch wesentlich erschweren, und ich möchte auch im Großen und Ganzen darauf verzichten, mich mit der Sprache dieser Völker hier zu befassen, umsomehr, als ich im Augenblick nur wenig Sprachmaterial vor mir habe, aber den Gebrauch des R in sehr wichtigen Formen finde, und auch soweit ich bisher sehe, bei manchen Stämmen diesen wichtigen Konsonanten nicht im Anfang eines Wortes, wie das bei den Mantschu ebenfalls geschieht.

Die Tlinkit und Haida haben sehr strenge Verfassungen, deutlich sind das gemeine Volk und der Adel voneinander geschieden: Häuptlinge und Sklaven stehen einander in weitem Abstand gegenüber, und die Clans teilen sich auf Grund einer Reihe von Tieren. Bei den BILCHULA, die innerhalb dieser Völkergruppe ungefähr am südlichsten wohnen, finden wir einen Sonnengott SENCH und eine Schöpfergöttin QAMAITS, sodaß wir hier den MAT-Stamm für Mutter finden, und ich werde in sprachlicher Beziehung diesem Buche noch eine kleine Studie über die Sprache der AINO beigeben, weil ich glaube, daß man diese in einem gewissen Zusammenhang mit den nordwestamerikanischen Indianern wird nennen müssen, denn sehr verwandte Kulturzustände ziehen sich im Ganzen rings um diesen nördlichen Teil des Pazific.

Bei den Tlinkit und Haida finden wir nun eine ganz erstaunliche Kunstfertigkeit, die den besten Leistungen großer Kulturvölker gleichzustellen ist, und so wird man sich darüber klar werden müssen, weshalb an dieser Stelle, nördlich von Vancouver, einer der seltenen Gipfelpunkte der Erde zustande kam, welche geistigen Faktoren dabei mitgewirkt haben, und ob, wie es bisher fast immer zu sein scheint, auch diese Kultur ihre Fäden hinüberspielt zu mehr oder weniger weit entlegenen geistigen Zentralen, ohne also auf völlige Eigenentstehung Anspruch zu erheben.

Diese Völker verfügen über eine unerhörte Geschicklichkeit in der Bearbeitung der Hölzer. Ihre Wasserfahrzeuge sind aber, so viel ich bisher weiß, nicht über die Ein- oder Zweimannboote hinausge-
langt. Ob in der Vergangenheit ein anderer Typ vorhanden gewesen ist, wird sich noch nicht so bald feststellen lassen, aber wenn man Verbindungen westwärts finden will, wird man, gleichviel ob es sich um Japan oder irgend welche Teile der Südsee handelt, wohl an die Schifffahrt denken müssen. Die riesenhaften Zierpfähle vor den Hütten dieser Indianer, die sehr kunstvoll gefertigten Holzpanzer der Tlinkit, die durch Walfischsehnen zusammenge-
näht sind, lassen aber ohne Weiteres erkennen, daß diesen Völkern in keiner Hinsicht irgend ein geringerer Grad von Fähigkeiten im Vergleich zu andren der gleichen Zeit zugemutet werden darf. Übrigens wird in Bezug auf diese aus vielen Holzstücken beweglich zusammengesetzten Panzer gerade auf eine Verwandtschaft mit Japan

hingewiesen. Im Übrigen glaube ich, daß die Stein- und Holzarbeiten der Tlinkit und Haida auf jeden Beschauer so stark wirken werden, daß er dieselben ohne Weiteres in die Kulturvölker mit Bezug auf die geistigen Quellen, die in ihnen fließen, einreihen wird.

Bei einigen Nachbarstämmen der Tlinkit kommt der Pfahlbau vor, was an sich nicht zu wundern braucht, da ja auch in Nordsibirien Vorratshäuser etc. in dieser Bauform vorkommen, aber bei dem großen Waldreichtum des westlichen Kanada auch eine selbständige Entstehung des Pfahlhauses durchaus nicht undenkbar ist.

Mit Bezug auf die geistigen Dispositionen der Tlinkit und Haida wird wohl erwähnt, daß sie ein außerordentlich reiches Wörterbuch besitzen, daß auch ihre Mythologie sehr vielfältig sei, aber ich fürchte, daß ich in dieser Darstellung nur wenig Material in dieser Hinsicht werde bringen können, da ich keine amerikanischen Arbeiten vorliegen habe.

Die Religion wird durch Schamanenpriester vertreten.

Wenn ein Mensch krank ist, so führt man das auf den Seelenraub zurück, und der Schamane muß die Seele wieder holen. Dazu begibt er sich in die Unterwelt. Es wird aus Brettchen ein Boot vor ihm abgesteckt, und er macht darin scheinbar die Fahrt in die Unterwelt, das heißt: er fällt in einen todähnlichen Zustand, in dem ihm das Jenseits zugänglich ist, und fährt der Sonne und der Seele nach. Die Seele bringt er in einem hohlen Knochen zurück und giebt sie dem Kranken wieder. Diese Form ist vor allen Dingen der Beweis für eine ganz reine Sonnenreligion, die Sonne und die Seelen fahren im Nachen über den Himmelozean und über den Wasserozean, und wer ihnen folgen will, muß selbst den Kahn besteigen und den Kampf am Westtor der Erde bestehen. Der Schamane ist erblich in seiner Würde, aber er wird erst vollgeweiht sein, wenn er das erste Mal einen Trancezustand gehabt hat, also in der Unterwelt gewesen ist und zurückkam. Damit ist er um einmal mehr geboren als die übrigen Menschen und sein Rang ist also ein wohl erworbenes Recht. Ich will daran erinnern, daß auf diesem Wege unzählige Spiritisten ebenfalls versuchen, ein Recht und einen Rang über ihre Mitmenschen zu erlangen, und daß auch Herakles in gewissem Sinne in dieser Hinsicht ein Schamanenpriester gewesen ist. Wir haben es mit einer menschlichen realen Erscheinung in dieser Frage zu tun, die in wenig verschiedenen Formen bei allen Völkern erscheint.

Die Priester tragen bei ihrer Tätigkeit Rasseln, meistens in Vogelgestalt. Da der Vogel auf jeden Fall ein Tier der oberen Region ist, und auch bei den Tlinkit ein Donnervogel vorkommt, der im Gewitter seine Flügel schüttelt, aus denen dann die Federn wie Blitze zur Erde fliegen, und deren Kielenden man als Donnerkeile finden kann, so ist die Bedeutung der Rassel in Vogelgestalt insofern deutlich, als sie den Donner darstellt, wie ja auch die Erdgöttin bei den Mexikanern eine Rassel hat, die das Gewitter oder besonders den Erddonner vor dem Beben andeutet. Diese Vorstellung aber kann man noch weiter so annehmen, daß, wenn der Schamane die Rassel braucht, entweder er selbst oder sein Patient vorübergehend getötet werden soll, wahrscheinlich aber er selbst es ist, der sich tötet, und darum so plötzlich die Reise zur Unterwelt antreten kann.

Praktisch ist nicht zu bezweifeln, daß die dämonische Macht der Völker von Nordwestamerika sehr groß ist, und im gleichen Verhältnis steht ihre psychische Empfindlichkeit, denn bei den nördlicher wohnenden Tinnah z. B. werden die jungen Mädchen während der ersten Menses streng von der Umwelt und besonders von den Männern getrennt, weil man geglaubt hat, zu fühlen, daß die Mädchen in dieser Zeit eine ganz ungewöhnliche Ausstrahlung haben, und ein Mann, der mit ihnen in Berührung kommt, unfehlbar für Lebenszeit weiblich werden würde. Im Übrigen haben wir, die besonders an einem Mangel an magischen Fähigkeiten leiden, über die Möglichkeiten der psychischen Wirkungen bei einfachen Völkern, denen noch die unbedingte Konzentration gegeben ist, kein Urteil.

Den wesentlichsten Aufschluß über die Völker finden wir in einer oder anderer Weise nun immer in ihren Sagen und Mythen, denn diese sind die Lebensarbeit ihrer gesamten ehemaligen Priesterschaft, und daß eine solche auch bei den Tlinkit und Heida im schaffenden Sinne vorhanden gewesen ist, beweisen die vorhandenen zahlreichen Geheimorden. Ich möchte daher zunächst den schon häufiger publizierten Mythos der Tlinkit, der für die weiteren Beziehungen nicht unwesentlich sein wird, vorlegen und zwar in der von BANCROFT gegebenen Version. Es ist die Sage des Raben, der die Namen YEHL, JELCH, JETL etc. erhalten hat, ein Vogel und zugleich ein Heilbringer ist, der sich in die Vogelgestalt kleidet. Die Version ist das Folgende: Im Anfang war die Welt sehr dunkel, dumpf und chaotisch. Kein Atem und kein Körper bewegte sich außer dem Yehl. Genau wie ein Rabe schwebte er über dem Nebel, seine schwarzen Schwingen schlugen die Verwirrung nieder, die Wasser wichen vor ihm zurück und das trockne Land erschien. Die Tlinkits kamen auf die Erde (man erfährt nicht genau, wann und wie), aber die Welt war noch dunkel und ohne Sonne, Mond und Sterne. Damals lebte ein gewisser Tlinkit mit seiner Frau und seiner Schwester. Auf seine Frau war er ungeheuer eifersüchtig und wenn er in den Wäldern seinem Beruf nachging, Boote zu bauen, ließ er sie stets bewachen von acht roten Vögeln, die Kun genannt werden. Um aber noch sicherer zu sein, gewöhnte er sich daran, die Frau einzuschließen in einen Kasten, den er stets zu Hause ließ. In dieser Zeit erzog seine Schwester, die scheinbar eine Witwe war, ihre Söhne zu schönen großen Jungen, die schnell der Mannbarkeit entgegen gingen. Ihr eifersüchtiger Onkel konnte nicht den Gedanken ertragen, daß diese Jungens in der Nähe seiner Frau wären, deshalb nahm er dieselben von Zeit zu Zeit, einen um den andern mit hinaus auf die See, um ihnen das Fischen zu zeigen, und draußen ertränkte er sie. Die arme Mutter war trostlos. Sie ging an das Ufer des Meeres, um ihre Kinder zu beweinen. Ein Delphin oder ein Schwertwal sah sie dort und hatte Mitleid mit ihr und riet der Frau, einen kleinen Kieselstein zu verschlucken und etwas Seewasser zu trinken. Das tat sie und nach 8 Monaten gebar sie ein Kind. Dieses Kind war Yehl, der eine menschliche Gestalt angenommen hatte. Er wurde ein gewaltiger Jäger und ein guter Bogenschütze. Eines Tages erschien ihm ein großer Vogel, der hatte einen großen Schwanz wie eine Elster und einen langen glänzenden Schnabel, der aus Metall zu sein schien. Der Name des Vogels war KUTZGHATUSHL, das bedeutet einen Kranich, der sich zum Himmel erheben kann. Yehl schoß den Vogel, häutete ihn ab und wenn er Lust hatte zu fliegen, kleidete er sich in die Haut des Vogels.

Yehl war inzwischen mannbar geworden und beschloß, den Tod seiner Brüder an dem Onkel zu rächen. Er öffnete den Kasten, in dem das bewachte Weib eingeschlossen war. Sofort flogen die acht dankbaren Vögel aus und riefen den Mann herbei, der in mörderischer Stimmung nach Hause rannte. Aber verschlagen, wie er war, begrüßte er Yehl höflich und lud ihn ein, mit in sein Kanoe zu einer kurzen Seefahrt zu kommen. Als der Mann eine Weile gepaddelt hatte, warf er sich auf den jungen Mann und mit Gewalt brachte er ihn über Bord. Dann drehte er sein Kanoe, richtete dasselbe zum Lande und war froh, wieder einen Feind los zu sein. Aber Yehl schwamm ruhig einen andren Weg und ging in das Haus seines Onkels. Der Mörder, dessen Plan vereitelt war, kam wütend hinter ihm her und verursachte durch einen gewaltigen Lauf eine Flut auf der ganzen Erde, er wollte gerne untergehen, wenn es ihm auf diese Weise gelang, seinen Gegner mit in die allgemeine Zerstörung hineinzuziehen, denn die Eifersucht ist so grausam wie das Grab. Die Flut wuchs und wuchs, aber Yehl kleidete sich in die Vogelhaut, stieg hinauf zum Himmel und hakte seinen Schnabel in einer Wolke fest. So blieb er hängen, bis die Wasser zurückgeflutet waren.

Hiernach hatte Yehl viele Abenteuer und die Tlinkit sagen, daß es so viele sind, daß ein Mann sie nicht alle kennen kann. Der erste Nutzen, den er brachte, war, daß er den Menschen das Licht

schenkte, denn wie es scheint, war die Erde nach der Flut wieder bevölkert worden. Das ganze Licht der Welt wurde nun in drei Kästen zu den Reichtümern eines mystischen alten Häuptlings gebracht, der seinen Schatz sorgfältig bewachte. Yehl richtete seinen ganzen Wit darauf, die Kästen zu erlangen, und er beschloß, sich in der Familie des Häuptlings wiedergeboren werden zu lassen. Der alte Mann hatte eine Tochter, die er ebenfalls bewachte. Yehl verwandelte sich in eine Blattscheide oder in einen Grashalm, kam in die Trinkschale der Tochter und wurde von ihr verschluckt. Nach der richtigen Zeit gebar sie einen Sohn, den Yehl, der auf diese Weise zum zweiten Mal von einer Frau der Welt gegeben wurde. Der alte Häuptling war sehr stolz auf seinen Enkel, er liebte ihn ebenso wie seine Tochter, so daß Yehl ein ausgesprochen verzogenes Kind wurde. Eines Tages fing er an zu schreien und arbeitete sich in einen Anfall hinein. Er stieß um sich, kratzte und heulte und versetzte die Familie in ein kleines Entsetzen, wie es nur ein ungestümes Kind kann. Er verlangte durchaus einen der drei Kästen. Er mußte einen Kasten haben. Nichts als dieser Kasten konnte ihn beruhigen. Der geduldige Großvater gab ihm einen der Kästen. Er ergriff ihn, hörte auf zu schreien und rannte in den Hof, um zu spielen. Während er spielte, gelang es ihm, den Deckel zu öffnen und sofort war der herrliche Himmel dicht mit Sternen besät und der Kasten war leer. Der alte Mann weinte über den Verlust seiner Sterne, aber da er seinen Enkel blindlings liebte, schalt er denselben nicht. Es war Yehl gelungen, die Sterne ans Firmament zu bringen und er ging daran, diese erfolgreiche Hinterlist zu wiederholen, um die Sache mit dem Mond und der Sonne ebenso zu machen. Man kann sich vorstellen, daß die Sache jedesmal viel schwieriger war, aber trotzdem kam er zum Ziel. Zuerst ließ er den Mond heraus an den Himmel und eine Weile später gelangte der Kasten, der die Sonne enthielt, in seinen Besitz. Er verwandelte sich in einen Raben und mit seiner schönsten Beute flog er weg. Als er das leuchtende Gestirn zum ersten Mal an den Himmel setzte, waren die Menschen anfangs erschreckt. Viele versteckten sich in den Gebirgen, in den Wäldern und sogar in den Gewässern und so wurden sie verwandelt in die verschiedenen Tiere, die an diesen Orten vorkommen.

Es gibt noch andere Unternehmungen, die Yehl durchführte mit den glücklichsten Folgen für die Menschheit. Zu einer Zeit zum Beispiel war alles Feuer der Welt verborgen auf einer Insel, die weit draußen im Ozean lag. Dorthin flog die unermüdliche Gottheit und holte in ihrem Schnabel einen Feuerbrand. Die Entfernung war so groß gewesen, daß das Holz zum größten Teil verbrannt war, wie auch ein Teil von seinem Schnabel, bevor er das Ufer der Tlinkit erreichte. Als er ankam, ließ er die glühende Asche sofort fallen, die Funken flogen nach allen Seiten, zwischen Stock und Stein und daher giebt es immer wieder Funken, wenn man diese Steine aneinanderschlägt oder das Holz reibt.

Die Menschen hatten jetzt Himmelslichter und Feuer, aber eine Sache fehlte ihnen; sie hatten kein frisches Wasser (oder Süßwasser). Ein Mann hieß Khanukh. (Dieser Khanukh war der Urvater des Wolf-clan bei den Tlinkit, wie Yehl der Urvater der Rabenstämme ist. Der Einfluß der Wolfgottheit scheint im Allgemeinen böseartig zu sein, aber außerhalb dieser Wasserlegende wird er in den Mythen der Tlinkit wenig erwähnt.

Dieser Khanukh hielt alles frische Wasser eingeschlossen in einen Brunnen auf einer Insel im Osten von Sitka. Über die Mündung des Brunnens hatte er zur größeren Sicherheit seine eigene Hütte gebaut. Yehl machte sich auf den Weg zur Insel in seinem Kanoe, um das Wasser zu holen, und auf seinem Wege traf er Khanukh selbst, der in seinem Boot vorüberkam. Khanukh sprach zuerst. „Wie lange lebst du in dieser Welt?“ Yehl sprach stolz: „Bevor die Welt ihren Ort fand, war ich schon da.“ Jetzt fragte Yehl den Khanukh: „Wie lange hast du in dieser Welt gelebt?“ Khanukh

erwiderte: „Seit der Zeit, daß die Leber von unten herauskam.“ Yehl sagte: „Du bist älter als ich.“ Jetzt wollte Khanukh zeigen, daß seine Macht genau so groß wie sein Alter wäre, er nahm seine Mütze ab und sofort erhob sich ein dichter Nebel, daß Einer den Andern nicht sehen konnte. Yehl war sehr erschrocken und rief nach Khanukh. Khanukh antwortete nicht. Yehl war in der Dunkelheit vollkommen hilflos, er fing an zu weinen und zu schreien und der alte Zauberer setzte seine Mütze wieder auf und der Nebel verschwand. Jetzt lud Khanukh den Yehl ein, in sein Haus zu kommen, er pflegte ihn mit vielerlei seltenen Dingen und auch mit frischem Wasser. Während des Mahles saßen der Wirt und der Gast zusammen und der Gast begann eine lange Erzählung von seinen Erfolgen und Abenteuern. Khanukh hörte so aufmerksam wie möglich zu, aber die Erzählung war endlos und so fiel er schließlich in Schlaf, gerade auf dem Deckel des Brunnens. Dadurch wurde die Absicht des Yehl, das Wasser zu stehlen, während sein Besitzer schlief, vereitelt und so entschloß er sich zu einem andren Plan. Er tat etwas Kot unter den Schläfer und weckte ihn und erzählte ihm, daß er sich beschmutzt hätte. Khanukh hatte einen Abscheu vor jedem üblen Geruch und er rannte sofort an die See, um sich zu waschen. Ebenso schnell machte sich der Betrüger daran, das kostbare Wasser in Besitz zu nehmen. Genau wie der Allvater Odin, der Rabengott, der den Met des Suttung stahl, indem er ihn austrank und in der Gestalt eines Vogels fortflog, so trank Yehl so viel frisches Wasser wie er konnte, er nahm die Gestalt eines Raben an, füllte sich bis an den Schnabel und versuchte, durch den Schornstein der Hütte fortzufliegen. Er blieb aber im Rauchfang stecken und Khanukh, der gerade zurückkam, erkannte seinen Gast in dem zappelnden Vogel. Der alte Mann verstand sofort die Situation, steckte ruhig ein rauchendes Feuer an und ließ sich bequem nieder, um in aller Ruhe das Ersticken und Verbrennen seines listigen Gastes zu überwachen. Der Rabe war immer ein weißer Vogel gewesen, aber bei dieser Gelegenheit wurde er so durchdringend geräuchert, daß er von da an der schwärzeste aller Vögel war. Während Khanukh nun das Feuer bewachte, wurde er müde, schlief ein und nährte das Feuer nicht mehr. So gelang es Yehl, von der Insel mit dem Wasser zu entkommen. Er flog zurück zum Festland, verspritzte dort das Wasser in alle Richtungen und wohin kleine Tropfen fielen, da entstanden nun Quellen und Bäche, während die großen Tropfen zu Seen und Flüssen wurden. Dies war die letzte Tat von Yehl. Er hatte Alles vollbracht, was zum Glück der Menschheit nötig war, und kehrte zurück in seine Heimat. Die liegt fern im Osten und weder ein Geist noch ein Mensch kann dorthin gelangen.

Es wird bei den Tlinkit erzählt, daß der Unterschied in den Sprachen und den andren Völkern eine Folge der großen Flut ist. Viele Menschen retteten sich vor dem Ertrinken, indem sie ein großes Floß bauten und darauf flüchteten. Als die Wasser fielen, strandete dieses Schiff auf einem Felsen und brach in zwei Stücke. Auf dem einen Teil blieben die Menschen, deren Nachkommen die Tlinkitsprache sprechen und auf der andren Hälfte die Vorfahren aller Menschen mit andren Sprachen. Im Zusammenhang mit dieser Flut kommt eine andre Mythe vor, in der ein großer Vogel eine Rolle spielt. Als die Wasser zu steigen begannen, hielt es ein mystisches Geschwisterpaar für nötig, zu fliehen. Der Name des Bruders war Chithl, das bedeutet Donner oder Blitz, und der Name der Schwester war Ahgishanakhou, das bedeutet Frau der Unterwelt. Als sie sich voneinander trennten, sprach Chithl zu ihr: Schwester, Du wirst mich niemals wiedersehen, aber solange ich lebe, wirst Du meine Stimme hören. Dann kleidete er sich in die Haut eines großen Vogels und flog nach Südwesten. Seine Schwester stieg auf die Spitze des Mount Edgecomb in der Nähe von Sitka. Er öffnete sich und verschlang sie: ein großes Loch oder ein Krater blieb zurück.

Die Welt ist ein ungeheurer flacher Teller, der auf einer Säule ruht, und unter dieser Welt lebt in ewigem Schweigen und Dunkelheit diese Frau der Unterwelt und bewacht die Säule vor Schaden und bösen Mächten. Sie hat ihren Bruder, seit sie die obere Welt verließ, niemals wiedergesehen und wird ihn auch nicht wiedersehen, aber noch jetzt, wenn der Sturm herunterrast auf den Edgecomb, glüht das Leuchten aus den Blitzaugen des Bruders hinein in ihr Kraterfenster und das Donnern seiner Stimme hallt wider in ihren unterirdischen Hallen.

Die Koniaga, die im Norden von den Tlinkit wohnen, haben in ihrer Legende vor Allem den Vogel und den Hund. Der Hund nimmt in ihrer Mythologie denselben Platz ein, den bei vielen andren Stämmen der Wolf oder Coyote hat. Die Koniagas kennen oben im Himmel eine große Gottheit, der sie den Namen Shljam Schoa geben. Diese schuf zwei menschliche Wesen und sandte dieselben zur Erde. Der Rabe begleitete sie und trug das Licht. Dieses Urpaar schuf die See, die Flüsse, Berge, Wälder und solche Dinge. Unter Anderm schuf es auch die Insel Katiak und daher halten sich die Koniagas für die Nachkommen eines Hundes.

In den Legenden der Tinneh, die im Inland, nordöstlich von den Koniagas wohnen, erscheinen ebenfalls der Vogel und der Hund. Die Legenden dieser Völker erzählen uns, daß im Anfang der Welt nur ein großer Ozean vorhanden war, über dem ein ungeheurer Vogel schwebte. Das Schlagen seiner Flügel war Donner und sein Blick war Blitz. Dieses große fliegende Ungeheuer stieg herab und berührte die Wasser. Die Erde stieg ihm entgegen und erschien über der Wasseroberfläche. Der Vogel berührte die Erde und alle Lebewesen entstanden, nur die Tinneh nicht, die selbst vom Hunde abstammen. Deshalb verabscheuen die Tinneh bis zum heutigen Tage das Fleisch von Hunden, sowie alle Menschen, die Hundefleisch essen.

Mit Bezug auf die Herkunft der Tinneh sei noch erwähnt, daß der wunderbare Vogel ihnen einst einen seltenen Pfeil schenkte, den sie für alle Zeiten mit großer Sorgfalt verwahren sollten. Sie konnten es aber nicht: Sie mißbrauchten das heilige Gerät zu einem gemeinen Zweck und der große Vogel flog fort und kam nicht wieder.

Mit seinem Verschwinden hörte die goldne Zeit der Tinneh auf. Während dieser goldnen Zeit waren die Menschen so alt geworden, daß ihre Kehlen vom Essen verschlissen und ihre Füße vom Gehen abgelaufen waren.

Bei einem andern Zweig der Tinneh finden wir einen Bericht, in dem der Hund die Hauptrolle spielt, während der Vogel überhaupt nicht erwähnt wird. Zu Anfang war die Erde im Zustand des Chaos. Es lebte nur ein einziger Mensch, und zwar eine Frau, die sich von Beeren ernährte, in einer Höhle. Während sie eines Tages Beeren sammelte, begegnete ihr ein Tier wie ein Hund. Er folgte ihr zur Wohnstätte. Er hatte die Macht, sich in einen schönen jungen Mann zu verwandeln und in dieser Gestalt wurde er der Vater des ersten Menschen. Im Laufe der Zeit kam ein Riese von solcher Größe, daß sein Kopf die Wolken erreichte und er richtete die Erde für ihre Bewohner ein. Er brachte das Chaos in Ordnung, er baute dem Lande Grenzen und bezeichnete mit seinem Stab die Richtung der Wasserläufe und den Ort der Seen und Sümpfe. Alsdann erschlug er den Hund und riß ihn in Stücke, genau wie die vier Riesen es mit dem Biber am Palouse River machten, oder wie der Schöpfer Äsir es mit Örgelmir machte. Aber anders wie jene vier Brüder und anders als die Söhne des Bör benutzte der Riese bei den Tinneh die Stücke des Hundes, nicht um Menschen und Dinge zu schaffen, sondern er machte Tiere daraus. Die Eingeweide des Hundes warf er ins Wasser und jedes Stück wurde ein Fisch, das Fleisch streute er über das Land und jeder Fetzen wurde ein Tier. Die Hautfetzen warf er in die Luft und in den Wind und sie wurden Vögel. Alle diese Tiere verbreiteten sich über die Erde, wuchsen und vermehrten sich.

Der Frau aber und ihren Abkommen gab der Riese die Macht, Tiere zu töten und zu essen wie es nötig würde. Dann kehrte er dorthin zurück, woher er gekommen war, und man hörte nichts mehr von ihm.

Alle diese Sagenberichte der Schöpfung haben zunächst noch nichts mit einer eigentlichen Religion zu tun, sondern sie sind nur Vorstellungen von der Weltentstehung. In dieser Hinsicht deuten sie natürlich auf eine lange Tradition hin und sind nicht so naiv, wie man uns bisher allgemein glauben machte, sondern einerseits enthalten sie eine außerordentlich kluge und sorgfältige Naturbeobachtung und andererseits enthalten sie eine Erkenntnis von Kausalitätsreihen, die im besten Sinne philosophisch ist. Mit Bezug auf die genaue Naturbetrachtung lese man beispielsweise mit einiger Aufmerksamkeit den Bericht, wie Yehl das Wasser holt. Yehl schläfert den alten Khanukh ein, das heißt, das Wasser wird ruhig und stehend. Yehl legt ihm Schmutz unter macht ihn glauben, er hätte sich selbst beschmutzt, denn schlafendes oder stehendes Wasser wird schmutzig: Khanukh steht auf und rennt an die See, denn das Wasser ist von Natur rein und kann den Schmutz nicht ertragen und in der See wird aller Schmutz abgelagert. Inzwischen steigt Yehl in den Rauchfang und Khanukh macht Feuer unter ihm an, denn durch Wärme muß das Wasser verdunstet werden, wenn es zu einem andern Ort gelangen soll, und so geht es durch alle diese Berichte weiter.

Fragen wir uns nun einmal nach dem eigentlichen Sinn der Yehl-Sage etwa zu der Zeit ihrer Entstehung, so muß man zunächst sagen, daß eine allergründlichste Untersuchung auf Grund der Originalsprache durchaus lohnend sein dürfte, aber selbst ein etwas näheres Eingehen wird zu einigen Resultaten führen. Es heißt in dieser Sage, daß im Anfang vollkommenes Chaos und Dunkel war, und nur darüber, das heißt, wie über dem Wasser, schwebte eine Wesenheit, die am besten mit einem Vogel zu vergleichen war. Wir sehen nun seit der Zeit der Hieroglyphen, daß der Vogel das Symbol für eine philosophische Ansicht ist, nämlich, daß er sich in der Luft halten kann, ohne herabzufallen, daß er also nicht den Gesetzen des Schwergewichtes unterworfen ist und somit eine andre Gesetzmäßigkeit hat als Wasser und Erde und Tiere und Menschen und Fische und alle Dinge. Wo also in der Vorzeit ein Vogel erscheint, glaube ich, daß mit ihm in sehr bewußter Form ein abstrakter Gedanke verbunden ist, der zwar auf täglichen Erfahrungen beruht, aber der klare Schluß einer wesentlichen Periode des Denkens ist. Es wird damit gesagt, daß der Geist des Menschen, genau wie der Vogel, unabhängig ist von jener Schwere, die dem Wechsel der Zeiten, dem Wechsel von Tod und Leben unterworfen ist. Es ist weiter damit gesagt, daß alle Erscheinungen des Lebens sich im Chaos stets befinden würden, wenn nicht der Vogel des Geistes die Ordnung unternehmen würde, aber selbst das Wasser weicht vor der Kraft des Geistes zurück und die Erde kommt herauf. Über die Entstehung der Menschen wird nun nichts gesagt, sondern es heißt nur, daß da einige Menschen wohnen, die ersten Menschen, und zwar ein Mann und zwei Frauen, und die eine dieser Frauen wird dauernd aus Furcht vor einer Befruchtung durch fremde Männer in einem Kasten eingeschlossen gehalten, und da es nun nach den Berichten zu jener Zeit noch dunkel ist, so darf man wohl annehmen, daß diese eingeschlossene Frau die Sonne ist, die andre aber der Mond, denn diese Frau hat acht Söhne und selbst als neunte ist sie also eine neunmonatige Monderscheinung und daher auch bestimmt, die Geburt des künftigen Menschen, des Heilbringers, herbeizuführen. Aber der erste Mann, der seine Frau stets bewacht, läßt diese Wache durch acht rote Vögel ausführen, die KUN genannt werden, rot sind diese Vögel wegen der Menses, und wahrscheinlich sind diese acht Vögel gleichzeitig die acht Söhne der zweiten Frau, der Schweser des Mannes. Und aus Eifersucht auf seine Frau tötet nun der Mann die Söhne seiner Schwester und wirft sie ins Meer, daß heißt aber nichts Andres, als daß die Menschen schlecht sind und daß eine Katastrophe kommen muß, um die Menschen

zu vernichten. Und das geschieht auch. Die Schwesterfrau geht ans Meer, mit Hilfe des Wassers bekommt sie einen neuen Sohn, das heißt: Yehl beschließt selbst, in Menschenform auf die Erde zu kommen, und diese Frau verschlingt also einen Kieselstein, in andren Versionen einen Federball (denn Yehl selbst ist dieser Federball) und so bringt sie den Helden zur Welt, der schnell ein mächtiger Jäger wird und bald einen großen Vogel schießt, in dessen abgezogene Haut er sich nun kleiden kann, so oft er fliegen will.

Jetzt will der erste Mann auch ihn umbringen, wirft ihn ins Wasser, und es entsteht die große Flut, die wieder die Erde überströmt. Die moralische Frage wird hier zwar etwas weniger scharf ausgesprochen, als etwa in der Bibel, doch kann man deutlich erkennen, daß die Schlechtigkeit der Menschen den unmittelbaren Anstoß giebt. Yehl aber stieg während dieser Flut wieder hinauf zum Himmel und blieb dort hängen, bis sich die Wasser verlaufen hatten. Und dann beginnen die wirklichen Schöpfungen, indem die Himmelslichter noch immer in der Tiefe eingeschlossen gehalten werden und Yehl beschließt, dieselben für die Menschen frei zu machen. Das aber kann er nun nicht als Heilbringer aus irgend einer überlegenen Potenz heraus, sondern nur, wenn er den Menschen gleich wiedergeboren wird, und aus einem Grashalm geht er in eine Frau ein, wird als Knabe geboren und durch einige Anfälle von Trotz erzwingt er die Freigabe der Himmelslichter. Das ist psychologisch besonders interessant aufgefaßt. Nicht der von Oben her schaffende und gewaltsam wirkende Gott erreicht, was er will, sondern während seiner fliegenden Überlegenheit entdeckt er die Mängel der Welt und nur dadurch, daß er sich in einer Menschengestalt wiederschaffen läßt, also vorher gestorben war, wird es möglich, aus dem großen Trotz gegen die Macht des Väterlichen die Fortschritte zu erzwingen. Das läßt einen Einblick zu in die ganzen Kämpfe, die zu den Erfindungen und Kräften der Menschen geführt haben, und außer Frage ist es, daß dieser Yehl mit dem Quetzalcouatl viele verwandte Züge hat, daß aber vor allen Dingen in der Quetzalsage viele Züge fehlen, die bei den Tlinkit vorhanden sind. Der Vogel, das heißt der Geist muß für Feuer und Wasser sorgen. Er tut das unter großen Anstrengungen, denn diese Dinge sind dem Geiste nicht von Natur gegeben. Die Völker haben ja das Feuer schon sehr früh kennen gelernt, sie werden es in verschiedenen Fällen aus dem Blitz alle kennen gelernt haben, aber sie konnten es nicht erfassen, wenn sie auch oft gewünscht hatten, es in ihren Besitz zu bekommen. Das kann nur der Geist, und es gehörte vielleicht nichts als eine ungemeine Ausdauer dazu, das Feuer zu besitzen, denn die Schwierigkeit lag nicht darin, es zu haben, sondern es auf Dauer zu halten, und diese Ausdauer ist eine Frage des Geistes, und so kommt nun der Rabe mit seinem Feuerbrand von einer fernen Insel her, verbrennt sich aber dabei den Schnabel und läßt jede Marter über sich ergehen, um mit seiner Aufgabe fertig zu werden. Er ist eine ausgesprochene Prometheuserscheinung und mit einem ungemeinen Geschick erdichtet worden. Man kann also mit Sicherheit sagen, daß diese Mythe eine reiche Vorgeschichte hat, und ich hätte keineswegs etwas dagegen, anzunehmen, daß die dazu nötige priesterliche Arbeit bei den Tlinkit geleistet worden ist, denn die künstlerischen Leistungen dieser Völker berechtigen zu jeder Annahme in dieser Richtung, aber es ergeben sich nach allen Seiten zahlreiche Beziehungen aus dieser Sage, und wenn wir schon einmal zu dem Schlusse kommen mußten, daß Vogel und Geist identisch, daß aber beide in einem Menschen verkörpert sind, so ergibt sich mit Notwendigkeit, daß der Vogel der menschliche Geist ist und daß ein Mensch mit Geist eben einen Vogel hat, daß dieser Geist zu Zeiten große Erkenntnisse hat, aber, und das ist eine ebenso tiefe wie bittere Wahrheit, dieselben nicht nach der Erkenntnis durchführen kann, sondern vorher sterben und neu geboren werden muß. Dann wird er seine Gedanken erfüllen können, und hier haben wir den Zusammenhang mit dem Baume der Erkenntnis, von dem der Mensch ißt, aber dann hat sein ewiges Leben ein Ende, das

Verlangen nach Fortschritten zwingt die Menschen, zu sterben und neu geboren zu werden, wenn sie Gott ähnlicher werden wollen, aber es hat zu keiner Zeit ein Zweifel darüber bestanden, daß dieser Wille vorhanden war, aber das Todesopfer mußte darüber gebracht werden, und hier hat eine große Fälschung der menschlichen Gefühle in den Texten des alten Testaments eingesetzt: Der Mensch soll nicht mehr versuchen, göttliche Erkenntnisse durch seinen Todwandel in Leben durchzuführen, es ist die Zeit einer ungeheuren Ermüdung, die diese Vorschriften giebt, und die Zeit einer straffen staatlichen Versklavung, wie solche im Orient ja mehr als einmal vorgekommen ist.

Yehl ist genau wie Quetzalcouatl nach Osten hin verschwunden, das heißt aber doch wohl, daß der Geist dieser Menschen vom Osten kam, und auch nach Osten, das heißt nach Europa zurückgekehrt war, und gerade diese Übereinstimmung zwischen den Ansichten der Tlinkit und der Mejicaner, ganz von der Gestaltung abgesehen, die ja überflüssig oder nebensächlich ist, scheint mir wesentlich. Aber auch die kometenhafte Natur des Yehl tritt ebenso klar hervor, wie die des Quetzalcouatl. Es vergehen jedesmal lange Perioden zwischen den einzelnen Phasen der Fortschritte und Yehl entfernt sich weit, bis er zu neuen Taten zurückkehrt. Daß hier viel ausführlichere Legenden vorhanden gewesen sind, als jene, die wir berichtet haben, ist wohl außer Frage, aber auch die Nachbarvölker, deren Schöpfungsansichten wir mit erwähnt haben, sind mit den Tlinkit in dieser Hinsicht nahe verwandt, nur daß der Vogel bei ihnen mehr und mehr in den Hintergrund tritt, und durch den Hund und Wolf ersetzt wird. Nun aber glaube ich auch in dem Unterschied zwischen Tlinkit und Tinneh mit Bezug auf jene Mythen nicht an einen Zufall, sondern wenn für die Tlinkit gerade der Rabe, der Geist und das Odinsche Prinzip des Atems den Beginn der Abstammung hergeben, aber die Tinneh den Hund haben, so ist das eine Planmäßigkeit, die sehr zu denken giebt. Ich glaube auch nicht ganz vage annehmen zu dürfen, daß der Begriff des Atems und Adams in diesen Yehlsagen immanent ist, denn der erste Mann ist sicher Adam selbst, der Symbolträger für alles menschlich Lebende auf der Erde. Jede Analysis führt dazu hin, eine ganz ungewöhnliche geistige, wenn auch weniger formale Ähnlichkeit zwischen Bibel und Tlinkit anzunehmen. In dem von uns zuletzt berichteten Mythos der Tinneh heißt es, daß im Anfang ein ungeheures Chaos war, in dem nur eine Frau in einer Höhle lebte, daß diese Frau von den Beeren lebte, die sie sammelte, und ihr eines Tages ein Hund in jene Höhle folgte, der zugleich aber ein Mann war, über seine Herkunft wird nichts gesagt. Er ist der Vater des ersten Menschen in diesem Gebiet. Nachher erscheint ein Riese, dessen Kopf an die Wolken reicht, und der damit ebenfalls mit einem Vogel wieder eine gewisse Beziehung herstellt, und dieser erschlägt den Hund und schafft aus ihm die Tiere. Sollte nun nicht dieser Bericht eine ganz bewußt geschaffne Konstruktion sein? Die Tlinkit haben eine merklich höhere Kultur, als die Tinneh, sie haben dieselben also niemals als gleichwertig anerkannt, und haben ihnen, als einer unterworfenen, schon von früher her eingebornen Kaste eine Religion, eine Stammesgeschichte aufgezwungen, die jene Menschen von einem Hunde her abstammen läßt, und Abkunft von einem Hunde ist schon auf der ganzen Erde ein Zeichen der tiefsten Verachtung, und die Chinesen warfen wohl die gleiche Abkunft ihren nördlichen Nachbarn vor, aber man kann auch genau feststellen, wie diese Verachtung der Hundeabkunft gemeint war. Der Mensch stammt zu seinem besten Teil, wie die Tlinkit deutlich zu verstehen geben, vom Vogel ab. Wenn da manche Völker sagen, daß sie von der Sonne oder vom Mond oder schließlich auch von „GOTT“ geschaffen seien, meinen sie damit den geistigen Einfluß des oberen Prinzips, das heißt aber wiederum des Vogelprinzips, das von den Gesetzen der Schwere unabhängig ist. Wenn aber ein Volk erklärt, daß es von einem Hundesohn abstammte, daß also, soweit ein eigentlich menschliches Erbe in Frage käme, dieses von einer Urmutter herrührte, so glaube ich, daß es diese Mythe nicht ganz freiwillig, sondern aufgezwungen

trägt, und zwar aus folgenden Gründen: Wenn ein Eroberervolk in ein Land eindringt, siegt und eine ältere Bevölkerung bestehen läßt, so verhalten sich die Sieger zu den Besiegten wie der Mann zum Weibe, wie der Vogel zur Schlange oder zum Hunde (und der Hund bellt die Vögel vergeblich an), also alle älteren Einwohner kommen in den weiblichen Zustand, denn es ist auch im Ringkampf bekannt, daß ein Besiegter meistens auf den Rücken, jedenfalls in die Stellung eines Weibes gelegt wird, und der Sieger darüber liegt oder hockt. Infolgedessen haben aber die einwandernden Sieger stets die Aufgabe, den alten Einwohnern eine Entstehungsgeschichte zu erdichten, in der sie auch erklären müssen, weshalb die Eingeborenen als Rasse so viel geringer ausgefallen sind, wie sie in ihrer Herrlichkeit. Und da bietet sich als die natürlichste Erklärung, daß diese Eingeborenen zu einem Teil von einem Tiere abstammen, mit dem man eine menschliche Zeugung allenfalls für möglich hält, und das ist sicher der Hund. Wieweit die verbreiteten Sagen von Hundesöhnen biologisch auf einer Möglichkeit fußen, ist hier nicht zu untersuchen, aber wir finden ja auch in Mejico an einigen Orten eine typische Hundeverehrung, die in einer ähnlichen Version den Eingeborenen aufgezwungen sein kann, während wir wiederum die Vogelpriester aus den Grabsteinen von Kivik, den Felsbildern und den ägyptischen Mythen in gleicher Weise kennen. Wenn also nun der einwandernde Gott in Amerika ein Kometgott gewesen wäre, so müßte es interessant sein, festzustellen, ob nicht in irgend einer Form aus den Felsbildern oder einem andren Dokument des Nordens eine solche Kometenerscheinung festzustellen wäre.

Ich sehe die näherliegende Aufgabe anders: Weiter nördlich als bei den Tlinkit finden wir keine Mythe, die höher steht, als die des Raben Yehl, und es muß daher untersucht werden, welche hauptsächlichsten Mythen wir denn südlich von diesen Völkern finden, und in der Richtung zu den Indianern, die am oberen Mississippi wohnten, denn diese müßten ja in der Einwanderungsrichtung aus Europa liegen, weil die Niederungen des Mississippi nicht in früheren Zeiten so weit an der heutigen Küste bewohnbar gewesen sind, sondern die älteren und ältesten Ansiedlungen weit hinauf am Colorado etc. gelegen haben müßten.

Zu diesem Zwecke halte ich es also für notwendig, uns weiteres Material aus den alten südlicheren Mythen zu beschaffen, und ich benutze auch hier wieder das von BANCROFT gegebene Material. Dasselbe führt uns von dem nördlichen Mejico in der Nähe der Küste bis wieder hinauf zu den Haida- und Tlinkitstämmen, und abgesehen von der dichterischen Schönheit der Mythen sieht man auch mit einer gewissen Verwunderung, wie jeder Stamm ein Bruchstück bewahrt zu einer größeren Legendengesamtheit, die von der allgemeinen Menschheitsgeschichte übergeht auf Einzelheiten in den Beziehungen zwischen Einwanderern und den Eingeborenen, um schließlich auch viele Lokalverhältnisse in sich aufzunehmen, diese aber wieder auszudeuten in so enger Verbindung mit den Berichten der Urzeit, daß man allgemeine und lokale Legenden nicht scharf trennen kann. Den einzelnen Mythen sind sogleich kurze Besprechungen nachgefügt, die auf jeweilige Beziehungen hindeuten sollen. Vor allem ergiebt sich aus der Kette der Berichte, daß der nördliche Bär erst in den Wolf und dann in den Hund übergeht, und daß die Mitwirkung des Bären bei der Entstehung des Menschengeschlechts, die im Norden verständlich ist, gegen Süden hin mehr und mehr zu einem Symbol für die Eingeborenen wird.

Bericht der Papago-Indianer südlich vom Gilafluß, am nördlichen Teil des kalifornischen Meerbusens.

Der Große Geist machte die Erde und alle lebenden Dinge, bevor er die Menschen machte. Er stieg herab vom Himmel und grub in der Erde. Er fand Lehm, so, wie ihn die Töpfer brauchen, und nachdem er wieder in den Himmel zurück gestiegen war, ließ er Wasser hinein fallen in das Loch, das er gegraben hatte. Sofort kam Montezuma heraus, und mit der Hilfe von Montezuma folgte der Rest aller Indianerstämme. Als letzte von allen kamen die Apachen heraus, sie waren von ihrer Geburtsstunde an wild und rannten so schnell davon wie sie geschaffen worden waren. Die ersten Tage der Welt waren voll Glück und Frieden. Die Sonne war der Erde näher als jetzt. Ihre segensreichen Strahlen machten alle Jahreszeiten gleich und die Bekleidung war überflüssig. Menschen und Tiere sprachen miteinander, und durch diese Sprache waren alle Wesen Brüder. Aber eine schreckliche Zerstörung machte diesem glücklichen Zeitalter ein Ende. Eine große Flut zerstörte alles Fleisch, in dem atmendes Leben war. Montezuma und sein Freund, der Coyote (Prärie-Wolf) entkamen allein. Schon bevor die Flut begann, hatte der Coyote das Kommen derselben vorausgesagt und Montezuma hörte auf die Warnung, höhnte ein Boot für sich selbst aus und hielt es bereit auf dem höchsten Gipfel des Santa Rosa. Der Coyote schuf sich selbst ebenfalls ein Fahrzeug. Er nagte ein großes Rohr, das am Flußufer stand, ab, kroch hinein und verstopfte das Ende mit einer Art Kautschuk. Als die Gewässer stiegen, retteten sich also diese Beiden und trafen sich schließlich, nachdem die Flut sich verlaufen hatte, auf trockenem Land wieder. Natürlich wollte Montezuma nun gern wissen, wie viel trocknes Land übrig geblieben sei, und an vier aufeinander folgenden Tagen schickte er den Coyote aus, damit derselbe genau feststellte, wie weit in jeder der vier Himmelsrichtungen das Meer entfernt läge. Vom Westen und vom Süden kam die Antwort sogleich: die See ist nahe bei. Der Weg nach Osten dauerte länger, aber auch auf dieser Seite wurde das Meer schließlich gefunden. Nur im Norden war kein Wasser zu entdecken, obwohl der treue Bote sich während der Suche fast tot lief. In der Zwischenzeit hatte der Große Geist, dem Montezuma half, die Welt wieder bevölkert. Tiere und Menschen begannen sich wieder zu vermehren in bedeutender Zahl. Montezuma hatte den Auftrag übernommen, für die neue Rasse zu sorgen und dieselbe zu regieren, aber sein Stolz und Selbstgefühl wuchsen so unmäßig, daß er die Hauptpflichten seiner verantwortungsvollen Stellung vernachlässigte und er duldete, daß die gemeinste Schlechtigkeit und Feigheit dem Volke unbemerkt hinging. Vergeblich kam der Große Geist zur Erde herab und hielt seinem Vertreter dieses Verhalten vor. Der aber verachtete seine Gesetze und seinen Rat und schließlich erhob er sich gegen den Großen Geist in voller Widersetzlichkeit. Da wurde der Große Geist zornig, kehrte zum Himmel zurück und stieß die Sonne aus ihrer Bahn weit fort, hinaus an den Himmel, bis dahin, wo sie jetzt steht. Aber Montezuma verhärtete sein Herz. Er sammelte alle Völkerstämme um sich und ließ dieselben ein Haus bauen, das bis zum Himmel hinauf reichen sollte. Es hatte schon eine große Höhe erreicht und enthielt zahllose Räume, die mit Gold, Silber und kostbaren Steinen geschmückt waren, und es schien bereits, als ob der frevelhafte Plan des Erbauers zur Wahrheit werden sollte. Da schleuderte der Große Geist seinen Donner und stürzte den Turm in Trümmer zusammen. Aber Montezumas Herz wurde noch härter. Stolz und unbeugsam antwortete er dem Donnerer aus der hochmütigen Verachtung seines Herzens: er befahl, daß alle Tempelgebäude unheilig gemacht und daß die heiligen Bilder in den Schmutz geworfen würden. Er machte aus ihnen einen Spott und ein Spielwerk der Kinder in den Straßen der Dörfer. Da schritt der Große Geist zu der letzten Strafe. Er sandte ein fliegendes Insekt nach dem Osten in ein unbekanntes Land und holte die

Spanier. Als diese kamen, führten sie Krieg gegen Montezuma und vernichteten ihn und seine Vorstellung von der eigenen Gottähnlichkeit.

Anmerkung: Der mythische Montezuma, von dem in Nordmejico häufig die Rede ist, ist nach Ansicht der bisherigen Forscher durchaus nicht dieselbe Person wie die beiden mejicanischen Fürsten dieses Namens, den man heute Motecuzoma schreibt. Es scheint aber, daß dieser Name von den Spaniern nach Arizona und Neumejico gebracht wurde und von den Völkern in Neumejico in einen gewissen Zusammenhang mit den Sagen vergangener Größen gebracht wurde. Auf diese Weise sind die Namen aller früheren Helden untergegangen, in dem des Montezuma, und ihr Name wurde vergessen. Ihre Taten wurden zu seinen Taten, wie das häufig in der Geschichte aller Völker vorkommt. Vielleicht ist aber Montezuma oder ein ähnlicher Name ein uralter Göttertitel, der von den spätesten Forschern noch wieder aufgenommen wurde.

Besprechung dieses Berichtes. Es wird schwierig sein, zu entscheiden, wie weit wir hier die Mitwirkung europäischer Missionstätigkeit anzunehmen haben oder nicht. In mancher Hinsicht möchte man wohl glauben, daß eine so große Annäherung an biblische Sagen ohne direkten Einfluß nicht möglich wäre, aber andererseits sind in Europa selbst unendlich viele von solchen Sagen verloren gegangen, und zwar zum großen Teil, weil gerade die Bibel mit ihren Berichten die andren Sagen ersetzt hat. Es versteht sich durchaus von selbst, daß überall, wo auch nur eine gewisse Kultur vorhanden war, jedes Volk eine Grundorientierung über die Grunderscheinungen der natürlichen Funktionen besessen hat, denn da die Tätigkeit der Priester in allen uns bekannten Perioden außerordentlich intensiv gewesen ist, ist es ein absolutes Minimum, daß die Priester ihren Völkern eine Entstehungsgeschichte bauen, die einen gewissen Wert und eine Richtung der Erziehung enthält. Der Anfangsteil dieses Papagoberichtes, der von einem intelligenten Häuptling des Stammes herrührt, enthält unter allen Umständen etwas völlig Selbständiges, und zwar wird ein Großer Geist angenommen, der in die Erde ein Loch gräbt. Ob nun daran gedacht ist, daß der Große Geist einen Blitz herabschleudert, oder ob derselbe bewirkt, daß sich ein feuerspeiender Berg öffnet, kann zunächst gleich bleiben. Die Tatsache ist, daß von oben herab der Regen als befruchtender Same des Gottes sich mit der Erde verbindet und aus dem Lehm entsteht das erste menschliche Wesen, das dann den Namen Montezuma erhält. Die Wirksamkeit geht also von oben aus, und zwar in Verbindung mit einem Donnergott, der auch nachher noch mehrfach in Wirksamkeit tritt, indem er vor allen Dingen den gegen ihn gerichteten Turmbau durch seinen Blitz zerstört. Diese Erklärung wird in der Bibel nicht ausdrücklich gegeben. Der Coyote erscheint hier in einer verdrängten Rolle. Er ist den göttlichen und menschlichen Schöpfern durchaus nebensächlich behilflich und erscheint selbst erst während der Flut, aber als Prophet derselben, das heißt aber, er ist wie der Hund und Wolf in den meisten Vorstellungen ein Tier der Erde. In dieser Sage findet man aber nichts von einer Abstammung der Menschen vom Prärie-Wolf, während eine Abstammung vom Wolf andererseits auch in Europa außerordentlich häufig vorkommt, wofür Rom das bekannteste Beispiel bietet.

Bericht der Pima, Nachbarn der Papagos.

Aus einer Besprechung mit fünf Häuptlingen hervorgegangen.

Die Pima sagen, daß die Erde von einem Erdpropheten gemacht wurde, den sie Chiowotmahke nennen. Dieser schwebte im Anfang der Dinge wie ein Spinnweb über dem Nichts. Dann flog der Erdprophet über alle Länder in der Gestalt eines Schmetterlings, bis er an den Ort kam, der ihm geeignet schien für seinen Plan und dort schuf er einen Mann, und diese Schöpfung geschah in folgender Weise:

Der Schöpfer nahm Lehm in seine Hände, mischte denselben mit dem Schweiß seines eigenen Körpers und gestaltete das Ganze durch Kneten zu einer Masse. Er blies darauf, bis sein eigenes Leben auf die Masse überging. Dieselbe begann sich zu bewegen und es entstanden Mann und

Frau. Dieser Schöpfer hatte einen Sohn mit dem Namen Szeukha und als die Erde einigermaßen bevölkert war, lebte derselbe im Tale Gila, in dem gleichzeitig ein großer Prophet sich aufhielt, dessen Name vergessen ist. Als in einer Nacht der Prophet schlief, wurde er geweckt durch ein Geräusch an der Tür seines Hauses und als er nachsah, stand ein großer Adler vor ihm und der Adler sprach: „Stehe auf, du, der die Krankheit heilt, und du, der das Kommende erkennen müßte: wisse, daß eine Flut beginnen wird.“ Aber der Prophet lachte den Vogel höhnisch aus, deckte sich wieder mit seinen Kleidern zu und schlief ein. Der Adler kam ein zweites Mal und warnte den Propheten vor den Gewässern, die schon nahe herangestiegen waren, aber der Prophet hörte nicht auf den Vogel. Es mag sein, daß er nicht auf den Adler hörte, weil dieser bei den Menschen einen sehr schlechten Ruf hatte, denn man erzählte von ihm, daß er von Zeit zu Zeit die Gestalt einer alten Frau annahm, die Mädchen und Kinder fortschleppte zu einer gewissen Klippe, so daß dieselben niemals wiedergefunden wurden. Darüber wird später zu berichten sein. Der Adler kam ein drittes Mal und warnte den Propheten und sagte, das ganze Tal des Gila sollte durch Wasser verwüstet werden, aber der Prophet hörte nicht. In der nächsten Sekunde, als kaum das Schwingen der Adlerflügel in der Nacht verklungen war, kam ein Donnerschlag und ein furchtbarer Krach. Ein großer grüner Wasserberg erhob sich über der Ebene. Er schien für einen Augenblick aufrecht zu stehen, dann wurde er durch einen Blitz gespalten und wie ein großes Tier vorwärtsgehetzt stürzte er sich auf die Hütte des Propheten. Als der Morgen anbrach, war nichts Lebendes mehr zu sehen außer einem Mann und man weiß nicht, ob es ein Mann war: Szeukha, der Sohn des großen Schöpfers hatte sich gerettet und trieb auf der Flut auf einer Kugel von Kautschuk oder Harz. Als die Wasser ein wenig gefallen waren, landete er an der Mündung des Salzflusses auf einem Berge, wo man noch heute eine Höhle erkennen kann, ebenso sieht man dort noch das Werkzeug und Gerät des Szeukha, das er brauchte, während er dort lebte. Szeukha war sehr zornig über den großen Adler, von dem man annahm, daß derselbe mit dem Erscheinen der Flut mehr zu tun hatte, als aus dem Bericht hervorgeht. Jedenfalls war der Ruf des Vogels schlecht genug und Szeukha stellte sich eine Art Strickleiter aus einer sehr zähen Baumart her, die dem Geißblatt ähnlich war, kletterte hinauf auf die Klippe, auf der der Adler wohnte und erschlug denselben. (Zur Strafe für das Erschlagen des Adlers mußte Szeukha eine Art Buße vollbringen, indem er sich niemals mit seinen Nägeln kratzen durfte, sondern stets dazu einen kleinen Stock benutzen mußte, wie es noch heute die Pimas tun, die einen Stock zu diesem Zweck im Haare tragen, den sie an jedem vierten Tage erneuern.) Szeukha blickte auf der Klippe um sich und fand dort viele verstümmelte und verwesende Körper von Menschen, die der Adler gestohlen und zu seiner Beute gemacht hatte. Er rief sie alle ins Leben zurück und sandte sie fort, damit sie die Erde von Neuem bevölkern. Im Hause oder Nest des Adlers fand er eine Frau, die das Ungeheuer zu seinem Weibe gemacht hatte und auch ein Kind. Beide sandte er hinaus und von diesen stammt das große Volk der Hohocam, der Alten oder Großväter, denen auf allen ihren Wanderungen ein Adler vorausging und die wahrscheinlich auch nach Mejico kamen. (Obwohl man hier spanischen Einfluß sehen könnte, haben die Pimas doch behauptet, diese Nachricht von dem Adler wäre viel älter, als die Ankunft der Spanier.) Einer dieser Hohocam, mit Namen Sivano, baute das große Haus von Gila und noch heute werden die Trümmer dieses Gebäudes mit seinem Namen bezeichnet. Als Sivano starb, führte sein Sohn einen Zweig des Hohocamstammes zum Salzfluß, errichtete dort bestimmte Gebäude und grub einen langen Kanal. Schließlich wurde eine Frau die Herrscherin über die Hohocam. Ihr Thron war aus einem blauen Stein geschnitten und ein mystischer Vogel war jederzeit ihr Begleiter. Die Hohocam führten dann einmal Krieg mit einem Volk, das im Osten von

ihnen am Rio Verde lebte, und eines Tages warnte der Vogel die Frau und sagte, der Feind wäre nahe bei. Die Warnung wurde überhört oder kam zu spät. Das Ostvolk kam in drei Banden herab, zerstörte die Städte der Hohocam und tötete die Einwohner oder trieb sie fort.

Besprechung dieses Berichtes. Man muß denselben in vieler Hinsicht als unreif und lückenhaft bezeichnen. Die schaffende obere Macht wird zunächst durch eine Art von Spinnweben oder durch einen Schmetterling bezeichnet, daß heißt wiederum durch zwei Erscheinungen, die in gewissem Grade vom Gesetz der Schwere nicht abhängig sind. Die Schöpfung von Mann und Frau durch einen Schmetterling wäre undenkbar, aber es ist dabei deutlich an einen unabhängig schwebenden Geist gedacht, der also als älter angesetzt wird, wie die geordnete Welt. Die Belebung der ersten Menschen geschieht durch den Atem, und zwar wahrscheinlich konsequent erdacht entstehen zwei Wesen aus dem Ein- und Ausatmen zu gleicher Zeit. Die Tatsache der großen Flut steht so weit im Vordergrund, daß keine Ursache gegeben ist, aus welcher moralischen Auffassung die bis dahin lebenden Menschen vernichtet werden sollen. Der Prophet hört zwar nicht auf die Höhe der Stimme, die der allwissende Adler verkörpert, aber es wird auf jede Weise versucht, den Adler schlecht zu machen. Trotzdem ist derselbe der Stammvater dieser Völker, denn alle Menschen, die er einmal geraubt hat, werden vom Sohn des Großen Geistes wieder ins Leben gerufen. Der Adler ist also vorübergehend ein Nachttier geworden, aber es ist unbekannt, weshalb der Adler in seinen bedeutungsvollen Qualitäten herabgesetzt wird. Ich möchte glauben, daß es deshalb geschieht, weil er in diesem Falle eigentlich der Gott irgend welcher Feinde gewesen ist.

Bericht von den Pueblastämmen.

Die Moquis glauben an einen Großen Vater, der dort lebte, wo die Sonne aufgeht, und an eine Große Mutter, deren Haus dort steht, wo die Sonne untergeht. Der Vater ist der Urheber des Krieges, der Seuche, des Hungers und alles Uebels, und von der Mutter kommen alle Freuden, der Friede, die Fülle und die Gesundheit.

Zu Beginn der Zeiten gingen aus dem Hause der Mutter des Westens neun Rassen hervor in folgenden ursprünglichen Gestalten: 1. die Hirschrasse, 2. die Sandrasse, 3. die Wasserrasse, 4. die Bärenrasse, 5. die Hasenrasse, 6. die Präriewolf-Rasse, 7. die Klapperschlangenrasse, 8. die Tabakpflanzenrasse, 9. die Schilfrohrasse. Alle diese Rassen brachte die Mutter zu den Orten, an denen ihre Dörfer noch heute stehen und verwandelte dieselben in Menschen, aus denen die heutigen Pueblos entstanden. Diese Rassenunterschiede werden noch scharf eingehalten, denn man hält dieselben nicht nur für Wirklichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart, sondern auch für Wirklichkeiten der Zukunft. Wenn ein Mann stirbt, wird er zurückgelangen in seine erste Form, er wird wehen im Grase, im Sande treiben oder auf der Prärie heulen wie einst.

Besprechung des Berichtes. Derselbe enthält nur eine kurze Ergänzung für eine spezielle Stammesgruppe und bezieht sich ursprünglich zweifellos auf die biologische Erkenntnis von den verschiedenen Typen der Menschen, die hier in ein neunfaches System geordnet sind auf Grund einer Diagnose, deren einzelne Vergleichspunkte sich nicht in allen Teilen ohne Weiteres nachprüfen lassen, aber eine Tatsache wird man zugeben und derselben auch in der modernen Biologie eine bedeutende Rolle einräumen müssen:

Der Mensch wächst an jedem Ort und in jeder Landschaft verschieden. Er nimmt sowohl als Nahrung als auch in sonstigen Einwirkungen alle Tiere und Pflanzen seiner Umgebung in sich auf,

das heißt, er ist aus diesen gebaut. Infolgedessen muß er auch die Natur der einen oder andren Erscheinung sein ganzes Leben hindurch widerspiegeln, und die Prävalenz jedes einzelnen Faktors aus seiner Umgebung kann man also in jedem einzelnen Exemplar des Menschen wohl auch mit Sicherheit feststellen. Daß in diesem Bericht Vater und Mann die Zone vom Osten bis Westen und den Tag, Mutter und Frau dagegen die Unterwelt beherrschen, ist der einzige Zug von allgemein mythischer Bedeutung.

Bericht der Navajos, im Norden der Pueblos.

Es heißt bei diesen, daß einst alle Völker, Navajos, Pueblos, Coyoteros und weißes Volk alle zusammen unter der Erde im Herzen eines Berges nah am Flusse San Juan lebten. Ihre einzige Nahrung war Fleisch. Das hatten sie im Überfluß, denn alle Arten von Wild waren mit ihnen in der Höhle eingeschlossen, aber ihr Licht war dunkel und glimmte nur wenige Stunden am Tage. Glücklicherweise waren unter ihnen zwei stumme Männer. Diese beiden Navajos waren Flötenspieler und belebten die Dunkelheit durch ihre Musik. Zufällig stieß einer von diesen Beiden einst an das Dach ihres Gefängnisses mit seiner Flöte an, es gab einen dumpfen Widerhall und die ältesten der Stämme beschlossen, ein Loch zu bohren in der Richtung, aus welcher der Schall kam. Die Flöte wurde gegen das Dach angesetzt und der Waschbär versuchte einen Weg herauszugraben, aber er konnte es nicht. Dann versuchte der Mottenwurm die Sache. Er stieg hinein in den Bruch und bohrte und bohrte, bis er sich plötzlich auf der Außenseite des Gebirges befand und von Wasser umgeben war. Unter diesen neuen Umständen warf er einen kleinen Hügel auf, setzte sich darauf und wollte seine Lage überlegen und beobachten. Die Lage war allerdings sehr schwierig, denn aus vier Winkeln des Weltalls stießen vier große weiße Schwäne herab auf ihn und jeder hatte zwei Pfeile, unter jedem Flügel einen. Der Schwan aus dem Norden erreichte ihn zuerst, durchbohrte ihn mit zwei Pfeilen, zog dieselben wieder heraus, prüfte das Blut an den Spitzen und rief zum Schlusse aus: er ist aus meiner Rasse. Ebenso machten es nacheinander die drei andren. Dann gingen sie wieder fort in die Richtungen, aus denen sie gekommen waren. Im Norden, Süden, Osten und Westen fand man dann vier große Arroyos, durch welche alles Wasser abfloß, sodaß nur Schmutz übrig blieb. Der Wurm kehrte jetzt in die Höhle zurück und der Waschbär stieg hinauf in den Schmutz. Er sank bis zur Mitte seiner Beine ein, und das erkennt man noch heute an den Spuren seines Pelzes. Der Wind begann zu wehen, er wehte das Wasser aus den vier großen Becken heraus und der Schmutz trocknete. Dann begannen die Menschen und die Tiere aus ihrer Höhle heraufzusteigen und der Aufstieg dauerte mehrere Tage. Zuerst kamen die Navajos und kaum hatten sie die Oberfläche erreicht, so begannen sie schon ihr Lieblingsspiel Patole zu spielen. Dann kamen die Pueblos und andere Indianer, die sich das Haar schneiden und Häuser bauen, und zuletzt kam das weiße Volk, das sofort verschwand nach Sonnenaufgang zu und während vieler Winter nicht wieder gesehen wurde.

Während diese Nationen noch in der Tiefe lebten, sprachen sie alle dieselbe Sprache, aber mit dem Licht des Tages und der Oberfläche der Erde kamen vielerlei Sprachen. Die Erde war zu jener Zeit sehr klein und das Licht war genau so knapp als es unten gewesen war, denn vorläufig gab es weder Himmel noch Sonne, noch Mond, noch Sterne. Die Ältesten hielten einen neuen Rat ab und ein Ausschuß wurde eingesetzt, der diese Lichter herstellen sollte.

Es wurde ein großes Haus oder eine Werkstätte errichtet und als die Sonne und der Mond fertiggestellt waren, vertraute man dieselben der Führung der beiden stummen Flötenspieler an, von denen schon die Rede war. Der erste, der mit der Sonne beladen wurde, war bei seinem neuen Amt

sehr ungeschickt, er hätte beinahe aus sich selbst einen Phaëton gemacht und die Erde in Brand gesteckt. Die alten Männer jedoch waren milder als Zeus, oder ihnen fehlte der Donner, und so begnügten sie sich damit, den Angreifer zurück zu treiben, indem sie ihm den Rauch aus ihren Pfeifen ins Gesicht bliesen. Seit damals ist die Erde viermal größer geworden und immer wieder wurde es nötig, den Mann weiter zu treiben, so daß er seinen Lauf weiter ab von der Erde nimmt und auch seine unterirdische Höhle, zu der er nachts mit seinem großen Licht zurückkehrte, wird weiter fort verlegt. Zur Nachtzeit steigt dann auch der andre stumme Mann aus der Höhle heraus, trägt den Mond unter seinem Arm und beleuchtet, soweit es geht, einen Teil der Erde. Die alten Männer machten sich jetzt an die Arbeit, den Himmel herzustellen und ihre Absicht war dabei, die Sterne in schönen Mustern anzuordnen, besonders in Gestalt von Bären, Vögeln und andren solchen Dingen, aber gerade, als sie begonnen hatten, stürmte ein Präriewolf herein und brüllte: „Was soll all diese Arbeit und kunstvolle Anordnung?“ Den ganzen Haufen von fertigen Sternen streute er über die fertige Himmelsfläche aus und sie blieben genau liegen, wie sie heute am Himmel stehen.

Als nun die Welt und das Firmament fertig waren, stellten die alten Männer zwei große irdene Krüge her. Einen von beiden bemalten sie mit leuchtenden Farben und füllten ihn mit Spielzeug. Den andren aber ließen sie an der Außenseite schmucklos, füllten ihn aber mit Herden und Reichtümern aller Art. Die beiden Krüge wurden zugedeckt und den Navajos und Pueblos hingestellt zur Auswahl, und die Navajos nahmen den geputzten, aber armseligen Krug, während die Pueblos das kahle, aber reiche Gefäß nahmen, und so zeigte damals jedes Volk bei der Wahl Charakterzüge, die es bis heute trägt. Alsdann erschien bei den Navajos ein großer Spieler, der nacheinander den Besitz und die Person seiner Gegenspieler gewann, bis er den ganzen Stamm gewonnen hatte. Darüber wurde einer der alten Männer zornig, setzte den Spieler auf seine Bogensehne und schoß ihn hinauf in den Raum. Das war ein unglückseliges Unternehmen, denn nach kurzer Zeit kehrte der Bursche mit Feuerwaffen und mit den Spaniern zurück.

Man kann noch berichten, wie die Navajos zu der Saat kamen, die sie heute kultivieren: Eines Tages waren alle alten Männer versammelt. Da kam aus der Richtung des Morgensternes eine Truthenne und schüttelte aus ihrem Gefieder eine Ähre blaues Korn in die Mitte der Gesellschaft und später brachte sie alle andren Saaten, die das Volk besitzt.

Es gibt noch eine andre Version zu der voraufgehenden Hauptlegende: Nachdem die Navajos aus der Höhle heraus gekommen waren, kam eine Zeit, in der durch wilde Riesen und gierige Tiere die Zahl des Volkes auf drei Menschen zurückging: einen alten Mann, eine alte Frau und eine junge Frau. Die letzte bekam aber ein Kind von der Sonne und damit lebte das Volk wieder auf.

Besprechung des Berichtes. Vor einer solchen Legende, wie solche im Hauptteil enthalten ist, wird man sich entscheiden müssen, ob man in der Dichtung das Produkt der Phantasie oder eine verdichtete, religiöse Anschauung erkennen will. Ich persönlich bin für die zweite Deutung der Form und sage, daß hier einwandfrei eine Erinnerung geschildert ist, in der die Menschen hoch im Norden in einer Gegend von Eis und Schnee leben, in der sie sich hauptsächlich nähren vom Fleisch des Wildes, das sie erbeuten können. In ihrer Gegend sind zeitweilig entweder gar keine Gestirne zu sehen oder es erscheint kurze Zeit des Tages ein kleines Licht. Der stumme Mann, der nun mit seiner Flöte einmal an die Grenze des Gefängnisses stößt, ist ein Sonnenpriester, denn er bekommt später die Sonne zu tragen. Er deutet also nach einer Weltrichtung hin, in der größeres Licht vorhanden sein könnte, und seine Weisung wird befolgt. Man durchbricht die Grenzen des Gefängnisses, aber als man heraus kommt, findet man nur Wasser. Mit diesem Augenblick setzt eine außerordentlich merkwürdige Legende ein, die einen bedeutenden Wert hat, falls man in ihr den

Sinn erkennt. Ein Wurm hat zuerst das Gebirge durchbohrt und zweifellos kann dieser Wurm nichts Andres sein, als ein Schiff, das schließlich auf irgend einer Insel landet. (Denn die Raupe umschließt den Schmetterling.) Die Flut, die der Wurm vorfindet und in der er selbst nur einen kleinen Hügel aufwerfen kann, ist also in diesem Falle nicht durch ein besonderes Ereignis entstanden, sondern sie stellt das Meer selbst dar, über welches die Menschen gefahren sind. Sie sind zunächst ratlos und sogleich kommen aus allen vier Himmelsrichtungen große Schwäne geflogen, die den Wurm bedrohen und ihn mit Pfeilen durchbohren. Als sie das getan haben, kommen die Schwäne zu dem sonderbaren Ausspruch, daß dieser Wurm von ihrer eigenen Rasse wäre, das heißt aber, daß ein kleiner Stamm von Menschen auf einer Insel landet, von allen Seiten her feindlich angefallen wird, aber nach einer kurzen Zeit hört die Feindschaft auf, der Wurm oder der neue Ankömmling geht nicht zu Grunde, sondern bleibt am Leben und die Feinde fliegen zurück, und während sie nun fort fliegen, ziehen sie nach allen Seiten das Gewässer von der Erde ab, es wird trockengelegt und ist zwar zunächst noch schlammig an den Küsten, wird aber, während die Menschen weiter schreiten, trocken und kann infolgedessen nun bevölkert werden. Das Wurmbboot fährt zurück in die Höhle und holt Menschen und Tiere hinüber. Damit beginnt die Besiedlung eines Landes. Falls diese Deutung ungefähr richtig sein sollte, würden wir zu der Auffassung kommen, daß das einzig Merkwürdige an der Sage die eine Tatsache ist, daß die Bewegungen und Fahrten als solche auf ein Minimum reduziert sind und man den ganzen Vorgang als an einem Ort vor sich gehend schildert. In dieser Unterdrückung des Bewegungsmomentes liegt aber meiner Meinung nach eines der geschicktesten Mittel in der Sagenbildung überhaupt, das man auch in andren Legenden erkennen kann. Die eigentliche Schöpfungsgeschichte ist hier nur in geringerem Grade angedeutet.

Die Völker in der Umgebung von Los Angeles glauben, daß ein einziger Gott lebte. Sie nennen ihn Quaoar. Er kam vom Himmel herab, ordnete das Chaos und lud die Welt auf den Rücken von sieben Riesen. (Polarstern und Gr. Bär.) Dann schuf er die niederen Tiere und zuletzt den Mann und die Frau. Diese wurden einzeln aus der Erde gemacht. Der Mann hieß Tobohar und die Frau hieß Pabavit. In diesem Bericht ist nur interessant, daß die Welt von sieben Riesen getragen wird und ich möchte dieselben für die Sterne des großen Bären halten.

Weiterer Bericht aus Los Angeles.

Zwei große Wesen schufen die Welt, füllten dieselbe mit Gras und Bäumen und gaben allen verschiedenen Tieren, die das Land und das Meer bevölkern, Gestalt, Leben und Bewegung. Als diese Arbeit fertig war, kehrte der ältere Schöpfer zum Himmel zurück und ließ seinen Bruder allein auf der Erde. Der einsame Gott machte für sich selbst Menschenkinder, damit er nicht ganz allein bleibe. Glücklicherweise kam zu dieser Zeit auch die Mondfrau in seine Nachbarschaft. Sie war ungewöhnlich schön, ihr Herz war freundlich und gegenüber den Menschenkindern, die der Gott geschaffen hatte, erfüllte sie die Pflichten einer Mutter. Sie wachte über die Kinder und schützte sie vor allen bösen Kräften der Nacht. Immer stand sie vor der Tür ihres Hauses. Sehr glücklich wuchsen die Kinder auf und sie hatten großen Nutzen von der Liebe, mit der ihre Wächter sie betreuten, aber eines Tages wurde ihr Herz traurig, denn sie begannen zu spüren, daß weder der Gott, der sie geschaffen hatte, noch die Mondmutter, die sie erzog, ihnen ungeteilte Liebe und Sorgfalt zukommen ließ, sondern stattdessen die beiden Großen viele kostbare Liebe aneinander verschwendeten. Der große Gott begann, sich nachts heimlich aus ihrer Wohnung

zu entfernen und er verbrachte die Nachtwachen in Gesellschaft der weißhaarigen Mondfrau, und diese wiederum schien zu solchen Zeiten nicht so ausschließlich ihre Aufmerksamkeit auf ihre Pflichten als Wächter zu konzentrieren wie einst. Die Kinder wurden darüber traurig, ihr Herz wurde bitter und eine knabenhafte Eifersucht wuchs; aber es wurde noch schlimmer: Eines Nachts wurden sie durch ein störendes Wimmern in ihrer Wohnung geweckt und die früheste Morgendämmerung zeigte ihnen eine merkwürdige Sache, in der sie später ein neugeborenes Kind erkannten, das im Eingang der Tür lag. Der Gott und der Mond waren zusammen fortgelaufen, das Wesen, das ihnen ein und alles gewesen war, war auf seinen Platz jenseits des Äthers zurückgekehrt, und damit der Gott nicht von seiner Geliebten getrennt wäre, hatte er auch für sie eine Wohnstätte am großen Firmament bestimmt, an der man sie noch jetzt erkennen kann in ihrem Schleierkleid und ihren glänzenden silbernen Haaren, wenn sie himmlische Pfade wandelt. Das Kind, das auf der Erde zurückgelassen worden war, war ein Mädchen. Es wurde sehr sanft, sehr leuchtend und schön, wie seine Mutter auch, aber sehr flatterhaft und sehr gebrechlich. Es war das erste Frauenkind. Von ihm stammen alle übrigen Frauen ab, also auch vom Mond, und da der Mond wechselt, so haben sie auch Launen wie er.

Besprechung des Berichtes. Zweifellos ist diese Legende dichterisch schön. Wesentlich an ihr ist wohl nur die Bestimmung, daß der Mann von der Sonne stammt und die Frau vom Monde, daß also die Ableitung des Wortes Laune von Luna ausführlich erzählt wird.

Legende der Gallinomeros in Mittelkalifornien.

Im Anfang, sagen sie, war kein Licht, sondern eine dichte Dunkelheit bedeckte die ganze Erde. Menschen und Tiere stießen blindlings zusammen, auch die Vögel konnten einander in der Luft nicht erkennen und überall herrschte Verwirrung. Zufällig flog die Krähe in das Gesicht des Coyote und zwischen den Beiden entwickelten sich daraus lange Klagen und Unterhaltungen über die Not der gegenwärtigen Lage. Beide waren durchaus entschlossen, das allgemeine Übel zu bessern und unternahmen sofort die nötigen Schritte. Der Coyote sammelte einen großen Haufen Schilf, rollte es zusammen zu einem Ball und übergab denselben der Krähe zugleich mit einigen Stücken Feuerstein. Die Krähe sammelte Alles so gut zusammen wie sie konnte, flog hinauf in den Himmel, schlug Feuer mit dem Feuerstein, zündete den Schilfball an und ließ ihn fliegen, sodaß er in glühender roter Farbe leuchtete, wie bis heute, denn er ist die Sonne. In derselben Weise wurde der Mond gemacht, da aber das Schilf, aus dem er gemacht wurde, noch etwas feucht war, ist sein Licht stets ziemlich unsicher und schwach.

Besprechung des Berichtes. Von Bedeutung ist nur, daß es die Krähe oder der Rabe ist, der Ordnung schafft, also ausdrücklich der Geist der oberen Welt, der einmal mit dem Geist der unteren Welt zusammenstößt und auf Grund dieses Widerstandes zu Überlegungen kommt, die dann den Erfolg haben, daß die Verhältnisse der Welt vernünftig geordnet werden.

Bericht von den Mattoles, Nordkalifornien.

Die Eingeborenen verbinden die Überlieferung von einer verhängnisvollen großen Flut mit dem Taylor-Pik, einem Berg, der in ihrer Nähe liegt und auf dem, wie sie sagen, ihre Vorfahren einst Zuflucht gefunden hatten.

Mit Bezug auf die Schöpfung geht ihre Lehre dahin, daß zuerst ein großer Mann die nackte Erde schuf, schweigend und bleich, auf der weder Pflanzen noch Tiere waren. Nur ein Indianer war gleichzeitig da, der hungrig und trostlos umherrante; plötzlich erhob sich ein gewaltiger Wirbelwind, die Luft wurde dunkel und undurchsichtig von Dunst und Treibsand, und der Indianer fiel auf sein Angesicht und war tief erschrocken. Dann kam eine große Ruhe, der Mann erhob sich und blickte umher, und auf einmal war die Erde vollkommen und bevölkert, Gras und Bäume waren grün, auf allen Ebenen und Hügeln und überall in seinem Gesichtskreis bewegten sich die Tiere des Felses, das Geflügel der Luft und Alles, was kriecht und schwimmt. Der Zahl der Tiere ist eine Grenze gesetzt, nur eine enge Zahl von Tiergeistern kann leben. Wenn ein Tier stirbt, so geht sein Geist sogleich in einen andren Körper über, die Zahl der Tiere bleibt ewig dieselbe und die zuerst geschaffenen Geister bewegen sich in einem endlosen Kreise von irdenhafter Unsterblichkeit.

Bericht der Potoyantes.

Es gab eine Zeit, in der keine Menschen, sondern nur Coyotes lebten. Wenn eines dieser Tiere starb, brütete sein Körper eine Unzahl von Wesen aus, genau wie der tote Leib des Riesen Ymir, der in Ginunga-gap die Maden ausbrütete, aus denen Zwerge wurden. In unsrem Bericht waren jedoch die kleinen Tiere in Wirklichkeit Geister und nachdem dieselben eine Zeit lang auf dem toten Coyote herumgekrabbelt waren und allerlei Formen angenommen hatten, breiteten sie schließlich die Flügel aus und flogen hinauf zum Mond. Das durfte aber nicht sein, denn die Erde war in Gefahr, mit der Zeit entvölkert zu werden, und so hielten die alten Coyotes Rat miteinander, ob es ihnen nicht vielleicht gelingen würde, ein Gegenmittel ausfindig zu machen. Der Erfolg der Beratung war ein allgemeiner Befehl, daß in Zukunft alle Körper sofort nach dem Tode eingeäschert werden sollten. Daher stammt die Sitte, die Toten zu verbrennen, und sie wird bei diesen Völkern noch heute durchgeführt. Wir erfahren dann zunächst, wie man es bei Tieren von solcher Weisheit wohl erwarten kann, daß diese Coyotes nach und nach menschliche Formen annahmen. Zuerst hatten sie allerdings vielerlei Unvollkommenheiten, nur eine Zehe, ein Ohr, eine Hand, aber Stück um Stück wurde ergänzt und so wuchs mit der Zeit die vollendete Form heran, in der der Mensch aufwärts blickt. Nur um eine einzige Sache sind sie bekümmert, die aus ihrem früheren Zustand nicht erhalten blieb: ihr Schwanz ging verloren. Nachdem sie die Gewohnheit angenommen hatten, aufrecht zu sitzen, ist dieses kostbare Glied gänzlich abgescheuert und zerstört worden. Was verloren war, ist verloren, aber wenn der Potoyante zum Tanz und zum Feste geht und die schwere Last der häuslichen Sorgen abwirft, befestigt er an genau demselben Ort wie früher einen künstlichen Schwanz und vergißt in einer glücklichen Stunde den Tiefstand der Gegenwart und täuscht sich selbst die Herrlichkeit der Vergangenheit vor.

Besprechung des Berichtes. Mit Bezug auf die Rangordnung der Völker enthält der Bericht nichts von besondrer Bedeutung. Er ist dagegen in drei Hinsichten von großem Interesse und zwar erstens mit Bezug auf die sehr realistische und biologische Seelenwanderung, in der man erkennt, daß ein Wesen zerfällt und zahllose kleine Wesen aus ihm hervorgehen, die dann von Stufe zu Stufe größer werden, bis ihnen der Flug möglich ist als höchste Daseinsform, und der Berichterstatter erinnert mit Recht daran, daß diese Sage ebenfalls in Europa vorhanden war. Die zweite interessante Mitteilung ist die, daß mit der Verbrennung der Toten eine neue religiöse Ära einsetzt, indem man nunmehr in der vorliegenden Legende verhindern will, daß die Geister des

Fleisches auffliegen, was aber gerade beabsichtigt war, sodaß also hier vorsätzlich den Eingeborenen eine falsche Lehre gesetzt wurde, und die dritte interessante Tatsache ist, daß die Eingeborenen bei großen Festen und Tänzen einen Schwanz umbinden, genau wie derselbe in so rätselhafter Weise sowohl in den Berichten Ägyptens als auch auf den schwedischen Felsbildern erscheint, und als Begründung wird hier angegeben, daß die Menschen vom Wolfe abstammen und in solchen Festen ihre Herkunft feiern; aber auch diese Erklärung scheint mir nicht lückenlos, denn ich möchte vielmehr glauben, daß alle solche Feste ihrer Absicht nach große Untergangsfeste sind, in denen der Mensch sich also auf den Tod vorbereitet und nun die Tierhaftigkeit seiner unterirdischen Wanderung schon im Tanze vorweg nimmt, sich also in gewissem Grade wie ein Tier benimmt, was dann noch durch Rauschtränke unterstützt wird, und der Erfolg davon soll sein, daß seine Seele die tierische Wandlung überspringt, oder durch den kurzen Tanz erledigt und dann wiederum in einem neuen Menschen aufgehen kann.

Andrer Bericht aus der gleichen Gegend.

Man weiß von einer großen Flut oder wenigstens von einer Zeit, als das ganze Land mit Ausnahme des Mount Diablo und Reed Peak mit Wasser bedeckt war. Ein Coyote auf dem Gipfel des Berges war das einzige lebende Wesen in der ganzen weiten Welt und eine einzige Feder trieb umher auf dem leicht bewegten Wasser. Der Coyote blickte die Feder an und während er so hinsah, kamen Fleisch und Knochen und andre Federn zusammengeströmt und vereinigten sich mit der ersten Feder und es wurde daraus ein Adler. Es ging eine Bewegung durch des Wasser, man hörte mächtige Schwingen rauschen und bevor die wachsenden Kreise des Wassers den Inselberg erreicht hatten, stand der Vogel neben dem erstaunten Coyote. Die beiden wurden bald miteinander befreundet und begaben sich auch auf die andre Bergspitze, der Adler flog durch die Luft und der Coyote schwamm. Nach einiger Zeit fühlten die Beiden sich einsam und sie schufen Menschen, und während die Menschen sich vermehrten, sanken die Wasser und das trockene Land wurde so groß, wie es in der Gegenwart ist.

Jetzt fanden auch der Sakramentofluß und der San Joaquin ihren Weg zum Stillen Ozean hinab, hindurch durch Gebirge, die sich bisher als Sperre über die Mündung der San Francisco-Bai gelagert hatten. Ein starkes Erdbeben riß den Felsen auseinander und öffnete die goldene Pforte zwischen den Gewässern drinnen und draußen. Bis dahin hatte es für die Bewässerung des ganzen Landes nur zwei Flüsse gegeben, den Russian River und den San Juan.

Besprechung des Berichtes. Man kann im Zweifel sein, ob in diesem Bericht viel oder wenig zu deuten ist. Das Erdbeben von San Francisco kann durchaus eine echte Erinnerung sein, die aber verhältnismäßig noch aus jüngerer Zeit sein mag. Viel wichtiger ist die Frage, ob der Adler und der Wolf zuerst beide auf einem Berge gewohnt haben, der in der alten Welt lag und ob sie dann später zu dem andren Berg gegangen sind, der in der neuen Welt lag und ob sie die Menschen zusammen in der Weise geschaffen haben, daß der Adler den Geist gab, während der Wolf eigentlich das weibliche Tier und wiederum eine Erdkönigin war, wie es ja noch heute in Mejico beim Jaguar der Fall ist. In diesem Falle würde eben der alte eingeborene Stamm mit dem Wolf verglichen sein, während die neuen Ankömmlinge sich selbst als Vögel, Adler oder Raben bezeichnen.

Bericht der Eingeborenen aus der Gegend des Lake Tahoe.

Zu einer Zeit war der Stamm dieses Volkes stark, zahlreich und besaß die ganze Erde. Dann aber kam ein Volk, das war stärker, besiegte sie und machte sie zu Sklaven. Dann sandte der Große Geist eine ungeheure Welle, die ging über das ganze Festland von der See her und diese Welle verschlang Sieger und Besiegte. Nur eine kleine Zahl blieb übrig. Dann ließen die Lehrmeister das übrige Volk einen großen Tempel aufrichten, damit sie, die herrschende Klasse, eine Zuflucht hätten, wenn die große Welle noch einmal käme, und auf der Spitze dieses Tempels beteten die Herrscher eine dauernd unterhaltene Feuersäule an.

Kaum war ein halber Monat vorübergegangen, so wurde die Erde wiederum erschüttert und zwar diesmal durch starkes Beben und Donnern. Die Herrscher flüchteten sich in ihren großen Turm und schlossen das Volk aus. Die armen Sklaven flohen hinab zum Humboldtfluß, bestiegen ihre Kanoes und ruderten eiligst hinaus, um den schrecklichen Anblick in ihrem Rücken zu verlieren. Das Land wurde bewegt wie eine aufgerührte See. Feuer, Rauch und Asche wurden herausgeworfen aus den Spitzen der Berge. Die Flammen stiegen auf bis zum Himmel und viele Sterne wurden geschmolzen und sie kamen in geschmolzenem Metall herab auf die Erde und waren das Metallerz, das die weißen Männer suchen. Das Gebirge wurde von den Brüsten der Erde hervorgehoben, aber der Ort, an dem die große Festung gestanden hatte, sank ein und nur die Kuppel und die Spitze des Bauwerkes blieben sichtbar über den Wassern des Lake Tahoe. Die Insassen des Tempelturmes klammerten sich an der Kuppel fest, um sich vor dem Ertrinken zu retten. Aber der Große Geist schritt im Zorne hin über die Wasser und ergriff die Unterdrücker, einen nach dem andren wie kleine Kieselsteine und warf sie in die Abgründe einer großen Höhle, die östlich von dem See lag. Dort wurden sie von den Wassern eingeschlossen und man nennt diesen Ort noch heute die Wohnung des Geistes. Dort müssen sie bleiben, bis ein letzter großer vulkanischer Ausbruch, der die ganze Erde überschütten wird, ihnen die Freiheit zurückgibt. In der Tiefe ihrer Gefängnishöhle kann man sie noch jetzt jammern und murren hören, wenn der Schnee schmilzt und die Wasser den See anschwellen lassen.

Besprechung des Berichtes. Interessant ist in diesem Bericht die Tatsache von einem fremden Volke, das kommt und die Indianer unterwirft, aber es ist keinerlei Anhalt gegeben für ein Urteil, zu welcher Zeit diese Eroberung und Unterwerfung stattfand. Sicher ist nur, daß die Sieger große Bauwerke aufzurichten verstanden. Die ethische Auffassung von der Verwerflichkeit einer menschenfeindlichen Selbstsucht bleibt auf jeden Fall bedeutsam.

Bericht der Cahrocs am Klamath River in Nordkalifornien.

Diese Völker glauben an einen alten Mann in der Höhe, den sie Chareya nennen. Er schuf die Welt und saß damals auf einem gewissen Hofsitz, den jetzt der hohe Priester oder der oberste Medizinmann inne haben. Nach dem Schaffen der Erde machte Chareya zunächst die Fische, dann die niedrigen Tiere und zuletzt den Menschen, und ihm verlieh er die Macht, jedem Tier die ihm bestimmten Pflichten und den Aufenthalt anzuweisen. Der Mann gab Jedem einen Bogen, dessen Größe den Rang eines Empfängers bezeichnete. Er rief alle Tiere zusammen und sagte, daß am nächsten Tag in der Frühe die Verteilung der Bogen stattfinden sollte. Der Coyote hatte nun den dringenden Wunsch, den längsten Bogen zu erhalten und weil er der Erste bei der Verteilung sein wollte,

beschloß er, die ganze Nacht über wach zu bleiben. Einige Zeit lang hielt ihn seine Begierde aufrecht, aber kurz bevor der Morgen begann, mußte er nachgeben und fiel in einen gesunden Schlaf. Die Folge war, daß er in der Versammlung der Letzte war und den kürzesten Bogen erhielt. Aber der Mann hatte Mitleid mit seiner Not und brachte den Fall zur Kenntnis des Chamayha, und dieser erwog die Umstände und befahl, daß der Coyote das klügste von allen Tieren werden sollte, und das ist er bis heute geblieben. Der Coyote war dem Manne für seine Vermittlung sehr dankbar und wurde der Freund dieses Mannes und seiner Kinder und tat viel, um dem Menschengeschlecht zu helfen.

Besprechung des Berichtes. Es ist zwar nicht ausgeschlossen, bei der Verteilung der Bogen gleichzeitig an ein Rangabzeichen zu denken, das Einwanderer den verschiedenen Völkern eines Landes zugeschrieben oder verliehen haben. Im Übrigen aber ist es nur interessant, daß der Sonnengott während der Schöpfung auf einem Thron sitzend dargestellt wird und daß der Priester diesen Thron in Nachahmung des Sonnengottes erhalten hat.

Bericht der Eingeborenen von Mount Shasta.

Der Große Geist soll diesen Berg zuerst geschaffen haben. Er bohrte von oben her ein Loch in den Himmel, nahm einen großen Stein als Bohrer und stieß dann Schnee und Eis durch das Loch hinab, bis der Haufen die richtige Höhe erreicht hatte. Dann schritt er, von Wolkenstufe zu Wolkenstufe herabsteigend, auf den riesigen Eisberg hinunter und von dort auf die Erde. Dort pflanzte er die ersten Bäume und sie gingen auf, wenn er nur hier und dort seinen Finger in den Boden steckte. Die Sonne schmolz den Schnee, der Schnee erzeugte Wasser, das Wasser rann von den Gebirgshängen herab, erfrischte die Bäume und bildete Flüsse. Der Schöpfer sammelte die Blätter, die von den Bäumen fielen, blies darauf und sie wurden Vögel. Er nahm einen Stock und brach ihn in Stücke, das dünne Ende wurde zu Fischen, das Mittelstück wurde zu Tieren, aber aus dem dicken Ende des Stockes machte er den Grizzlibären und ihn ernannte er zum Herren über alle Andren. Dieses Tier war so groß, stark und listig geworden, daß der Schöpfer selbst ihn ein wenig fürchtete, und so höhnte er den Mount Shasta aus als einen Wigwam für sich selbst, in dem er in vollkommener Sicherheit und Behaglichkeit leben wollte, solange er auf der Erde wäre. Man sah also bald den Rauch aufsteigen aus dem Gebirge, in dem der Große Geist mit seiner Familie lebte und in dem er noch heute lebt, obwohl sein Herdfeuer ausgegangen ist, seit der weiße Mann im Lande lebt. Tausende von Wintern waren vergangen und schließlich kam eine späte und strenge Frühlingszeit, in der ein Sturm, an den Alle denken, von der See heraus wehte, der das ungeheure Gebäude bis auf den Grund erschütterte. Der Große Geist bat seine Tochter, die wenig mehr als ein Kind war, hinauf zu steigen und dem Wind zu sagen, er sollte ruhig sein, und in seiner väterlichen Weise gab er ihr dringend den Rat, ihren Kopf nicht in den Sturm hinaus zu stecken, sondern nur ihren kleinen, roten Arm heraus zu halten und ein Zeichen zu geben, damit sie die Botschaft abgeben könnte. Das lebhaftes Kind beeilte sich, zu dem Glockendache zu kommen, tat wie ihm befohlen war und wandte sich schon zum Abstieg, aber das Weib in ihm war zu stark, als daß es ganz darauf verzichten konnte, einen Blick auf die verbotene Außenwelt, auf die Flüsse und Bäume, auf den weiten Ozean und die großen Wogen zu werfen, die der Sturm so mächtig aufgewühlt hatte, wie die Wälder aussehen, wenn der Schnee alle Gipfel bewölkt hat. Es blieb stehen, steckte seinen Kopf hinaus um zu sehen, und sofort erfaßte es der Sturm bei seinem langen Haar und blies es hinunter auf die Erde, hinab am Abhang über das weiche Eis und den Dampf des Schnees und jagte es bis in das Land der Grizzlibären. (Rote Arme = Feuer, also ein kleiner Lavaausbruch und darauffolgende Fruchtbarkeit.)

Die Grizzlibären waren damals anders als heute. In der Gestalt waren sie allerdings ebenso, aber sie gingen auf ihren Hinterfüßen wie Menschen und konnten sprechen und sie trugen Keulen, denn sie konnten ihre Vorderpranken genau so gebrauchen, wie die Männer ihre Arme.

An dem Ort am Fuße des Gebirges, zu dem das Kind des Großen Geistes geblasen war, lebte eine Familie von solchen Grizzlibären. Der Bärenvater kam gerade von der Jagd zurück und trug seine Keule auf der Schulter und in der Hand hatte er einen jungen Elch. Da sah er das kleine bebende Mädchen in seinen Haaren verwickelt im Schnee liegen. Der alte Grizzli hatte Mitleid und war erstaunt über das sonderbare verlorene Wesen, hob es auf und trug es hinein zu seiner Frau, um zu sehen, was man tun könnte. Auch die Frau hatte Mitleid, nährte das Kind an der eigenen Brust und erzog es wie ein Kind ihrer eigenen Familie. Das Mädchen wuchs und der älteste Sohn des alten Grizzli heiratete es, und von ihnen stammten weder Grizzlibären noch Große Geister, sondern Menschen. Die Grizzlination war allerdings ohne Ausnahme sehr stolz auf diese neue Rasse. Die Kräfte aus allen Teilen des Landes kamen zusammen und bauten der jungen Mutter und ihrer Familie einen Gebirgs-Wigwam in der Nähe der Höhle des Großen Geistes und diese Wohnstätte nennt man heute den kleinen Shastaberg. Viele Jahre vergingen, die alte Großmutter Grizzli wurde schwach und fühlte, daß sie bald sterben mußte. Sie erfuhr, daß das Mädchen, das sie angenommen hatte, die Tochter des Großen Geistes sei und ihr Gewissen beunruhigte sie, daß sie dem Großen Geist niemals Nachricht gegeben hatte von dem Schicksal seines Kindes. Sie rief alle Grizzlibären zusammen in dem neuen Wohnberg und sandte ihren ältesten Enkel auf einer Wolke hinauf auf den Gipfel des Mount Shasta. Er sollte dem Vater berichten, daß seine Tochter noch lebe. Als der Große Geist das hörte, war er so glücklich, daß er sofort an der Südseite den großen Berg hinabrannte, dorthin, wo seine Tochter sein sollte, und seine Schritte waren so schnell, daß der Schnee unter ihnen schmolz, und so blieb es auf seinem ganzen Pfad bis heute. Die Grizzlibären bereiteten ihm einen ehrenvollen Empfang und als er zu der Wohnung seiner Tochter kam, sah er, daß die Bären zu Tausenden in zwei Reihen zu beiden Seiten der Tür standen mit ihren Keulen unter den Armen. Er hatte seine Tochter sich niemals vorgestellt, sondern immer nur an das kleine Kind gedacht, das er so lange geliebt hatte, aber als er sah, daß sie Mutter geworden war, und daß er gezwungen worden war, ohne sein Wissen eine neue Rasse erzeugen zu müssen, überkam ihn große Wut. Er bedrohte die arme alte Großmutter Grizzli so schrecklich, daß sie auf der Stelle starb. Als die Bären das sahen, brachen sie in ein furchtbares Geheul aus, aber der verzweifelte Vater nahm seinen verlorenen Liebling auf die Schulter und wandte sich gegen die bewaffneten Wirte und in seiner Wut verfluchte er sie. „Ruhe! sagte er, schweigt für immer. Kein verständliches Wort soll je wieder aus eurem Munde kommen und ihr dürft nicht mehr aufrecht stehen. Eure Hände sollt ihr als Füße gebrauchen und zur Erde herunter blicken, bis ich wieder komme.“ Dann trieb er sie alle fort. Auch die neue Menschenrasse trieb er aus, schloß die Tür des kleinen Shastaberges und kehrte zurück auf seinen Berg. Seine Tochter nahm er mit und weder sie noch ihn hat je ein Auge wieder gesehen. Die Grizzli sprachen niemals wieder und standen auch nicht auf. Nur wenn sie um ihr Leben kämpfen, können sie, wenn der Große Geist es erlaubt, wie in alter Zeit aufrecht stehen und ihre Fäuste wie die Menschen gebrauchen. Kein Indianer, der seine Herkunft ableitet von der Tochter des Großen Geistes und dem Grizzlibären, wird je einen Grizzlibären töten, und wenn zufällig irgendwo ein Bär einen Mann tötet, wird der Ort denkwürdig und Jeder, der vorüber kommt, wirft einen Stein, bis ein großer Berg aufgeworfen ist.

Besprechung des Berichtes. Bemerkenswert ist vor allen Dingen, daß der Große Geist nötig ist, damit ein Wesen entsteht, das sich aufrichten kann und nach oben blickt. Wesentlich ist ebenfalls

zu Anfang des Berichtes, wie der Große Geist herabsteigt und welche Zeugungskraft seine Finger haben, indem die Bäume wachsen, wo er nur seinen Finger in die Erde steckt. Die große Verehrung des Bären, die wir in Nordeuropa, in Sibirien und bei den Aino finden, erscheint hier zum ersten Mal, wenn auch ohne besondere kultische Beziehungen. Der Große Geist oder Feuergeist der Welt ist vom Himmel herab in den feuerspeienden Berg gestiegen, er bleibt also ein oberes Prinzip, das in den Wesen seine Kräfte zur Auswirkung bringt, und das Feuer ist also in keiner Weise als unterweltliches Prinzip gedacht. Im Ganzen macht der Bericht den Eindruck einer wertvollen Dichtung, die aber auf Völkerbeziehungen kein besonderes Licht wirft.

Bericht aus dem Shoshonegebiet.

Vor langen Zeiten waren die Baumwollbäume am großen Fluß nicht höher als Pfeile. Alle roten Männer waren im Frieden, das Kriegsbeil war überall begraben und ein Jäger nahm den andren in seinem Jagdgebiet gastlich und freundlich auf. Eines Tages begegneten zwei Häuptlinge einander bei einer bestimmten Quelle. Der eine war vom Stamm der Shoshonen und der andre vom Stamm der Comanches. Der Shoshonehäuptling war auf der Jagd sehr erfolgreich, aber der Comanche sehr unglücklich gewesen und deshalb in recht schlechter Stimmung. Er fing mit dem Shoshone einen Wortstreit an über die Bedeutung ihrer beiden Stämme und schließlich, ohne gereizt zu sein, machte er einen hinterlistigen Angriff gegen den Shoshone und stürzte ihn hinterrücks ins Wasser, als er sich niedergebeugt hatte, um zu trinken. Der erschlagene Mann stürzte nach vorn ins Wasser und sofort konnte man in demselben eine tiefe Bewegung spüren, große Blasen und Gassprudel schossen herauf vom Boden des Teiches und aus einer Dampfwolke erschien ein alter, weißhaariger Indianer, der mit einer mächtigen Keule aus Elchgeweih bewaffnet war. Der Mörder wußte sogleich, wer vor ihm stand. Das Totemzeichen auf der Brust bedeutete den Wankanaga, den Urvater der Shoshone- und Comanches-Stämme, ein Greis, der aus vielen tapferen Taten berühmt war und in den Hieroglyphenbildern beider Stämme gefeiert wurde. „Von beiden Stämmen sollst du verflucht sein“, rief der alte Mann, „heute hast du den Tod zwischen den beiden größten Völkern unter der Sonne aufgehen lassen. Sieh, das Blut dieses Shoshone schreit um Rache zum Großen Geist.“ Der alte Mann schlug mit seiner Keule auf den Schädel des Comanche, daß das Gehirn herausspritzte, und der Mörder fiel neben seinem Opfer in die Quelle. Seitdem ist die Quelle faul und bitter geworden und bis heute kann kein Mensch von ihrem ekel-erregenden Wasser trinken. Als Wankanaga sah, daß seine Wohnstätte beschmutzt war, nahm er seine Keule und bestieg in der Nähe einen Felsen. Er schlug auf den Felsen und aus demselben quoll klares, frisches Wasser heraus und dieses ist noch heute den Menschen, die es trinken, so angenehm, daß kein andres Wasser mit ihm verglichen werden kann.

Anmerkung: Lokalsage mit Bezug auf Sodaquellen in Idaho.

Bericht über die Entstehung der Wasserfälle im Palouse-Fluß.

Einst lebte hier eine Familie von Riesen, vier Brüder und eine Schwester. Die Schwester wollte Biberfett haben und bat ihre Brüder, welches zu holen. Das war keine leichte Aufgabe, denn in dem ganzen Lande war damals nur ein einziger Biber, und er war ein Tier von ungewöhnlicher Größe und Tatkraft. Die vier Riesen machten sich auf den Weg, das Ungeheuer zu finden und erblickten es auch

bald an der Mündung des Palouse, der damals ein ruhig gleitender Fluß war, dessen Lauf gleichmäßig, wenn auch sehr gewunden ging. Die Brüder begannen sofort die Jagd auf den Biber und hetzten ihn flußaufwärts. Nach einer kleinen Weile gelang es ihnen, den Biber mit ihren Speeren zu treffen, aber er schüttelte sich und wühlte in diesem Kampf die ersten Schnellen des Flusses auf. Dann jagte er weiter aufwärts. Wieder holten ihn die Brüder ein und nagelten ihn mit ihren Waffen im Flußbett fest, und wiederum machte sich das kräftige Tier frei und wühlte die zweite Stromschnelle auf. Nach einer wiederholten Jagd sausten die vier Speere wiederum in den breiten verwundeten Rücken; an der Stelle, die heute durch die großen Wasserfälle von Aputaput bezeichnet wird, fand der letzte, große Todeskampf statt. Der Biber zerriß noch einmal die Erde und wühlte das Wasser auf und war dann tot. Als die Brüder die Haut und das Fett für sich genommen hatten, zerschnitten sie den Körper und warfen die Fetzen in verschiedene Richtungen. Von diesen Fleischfetzen stammen die verschiedenen Stämme des Landes, die Cayuses, die Nez Percés, die Walla-Walla etc. Aus dem Herzen des Bibers gingen die Cayuses hervor und deshalb sind sie stärker, ausdauernder und erfolgreicher als alle ihre Nachbarn.

Anmerkung. Falls hier nicht nur eine Erklärung für die Wasserfälle des Palouse und für einen Bibertotem gegeben sein soll, wäre es möglich, daß von der Flußmündung her einmal ein Feind eingedrungen wäre, der verfolgt und zerstreut wurde. Eine größere Beziehung zur Völkergeschichte ist kaum zu erkennen, es sei denn, daß man die vier Brüder mit der einen Schwester annehmen wollte als eine alte Darstellung des Handbegriffes. Sicher aber wäre diese Beziehung nur sehr schwach angedeutet.

Bericht der Chinooks.

Vor den Menschen gab es auf der Erde eine Dämonenrasse. Die Chinooks sagen, daß die Rasse der Menschen von Italapas, dem Coyote geschaffen wurde. Die ersten Menschen wurden in einem sehr unvollkommenen Zustand in die Welt hinaus gesandt. Ihr Mund und ihre Augen waren geschlossen. Ihre Hände und Beine waren unbeweglich. Dann kam ein freundlicher und mächtiger Geist, Ikanam, nahm einen scharfen Stein, öffnete diesen armen Wesen die Augen und gab ihren Händen und Füßen Bewegung. Der Geist lehrte sie, Kanoes zu machen sowie auch alle anderen Geräte. Er warf große Felsen in die Flüsse und schuf Wasserfälle, um den Lachs zu verhindern, hinauf zu steigen, sodaß er leichter gefangen werden konnte.

Anmerkung: Es mag wohl sein, daß der Wolf diese Völker geschaffen hat, aber es wird zugegeben, daß dieselben weder sehen noch essen, noch sich bewegen können. Erst der Große Geist gibt ihnen alle die Fähigkeiten. Es ist aber nichts weiter über seine Herkunft gesagt. Er kann sehr wohl ein Vogel sein. Die bewegungslos geschaffenen ersten Wesen können auch Gebirgszüge oder andere Erscheinungen der Erdoberfläche sein.

Bericht von den Aht auf der Insel Vancouver.

Der erste Aht war Quawteaht. Er war plump und hatte behaarte Glieder, er war die höchste Gottheit der Aht, ein durchaus übernatürliches Wesen oder sogar ein Schöpfer. Denn wenigstens hat er die meisten Dinge gestaltet, das Land und das Wasser geschaffen und auch die Tiere, die auf dem Land und im Wasser leben. In jedem zuerst geschaffenen Tier war von Beginn an der Keim oder die Wesenheit eines Menschen eingeschlossen. Eines Tages kam ein Kanoe die Küste hinab, es wurde gerudert von zwei Wesen, die eine in jener Zeit unbekannte menschliche Gestalt hatten. Die Tiere waren so erschrocken, daß sie den Verstand verloren und mit solcher Hast aus ihren Wohnstätten

entflohen, daß sie ihre menschliche Wesenheit, die sie gewöhnlich im Körper trugen, zurückließen. Die Menschenkeime entwickelten sich schnell zu ausgewachsenen Menschen. Sie vermehrten sich und nahmen die Hütten in Besitz, welche die Tiere verlassen hatten. Sie wurden schnell genau solche Menschen, wie die Aht es heute sind.

Es giebt noch einen andren Bericht über die Herkunft der Aht, nach denen sie die direkte Nachkommen von Quawteaht sind aus einer Verbindung mit einem ungeheuren Vogel, den er zur Frau genommen hatte. Es ist der große Donnervogel Tootooch, der an andren Stellen mit andrem Namen und mit andrem Geschlecht vorkommt. Das Flügelschlagen des Tootooch erschütterte die Berge und wenn er seine gespaltene Zunge ausstreckte, schoß der Blitz über den Himmel. Mit Bezug auf die erste Gewinnung des Feuers haben die Aht Legenden, aus denen Folgendes mitgeteilt werden kann: Quawteaht hielt das Feuer aus irgend einem Grunde zurück und gab es keinem der Wesen, die er geschaffen hatte. Es gab nur eine Ausnahme: in dem Heim des Tintenfisches Telhoop war das Feuer stets zu finden. Die andren Tiere versuchten, ihm das Feuer zu stehlen, aber das gelang nur dem Hirsch. Er nahm einen kleinen Funken und schloß denselben ein in seinen Hinterlauf. Dann entfloh er und übergab das Feuer dem allgemeinen Gebrauch.

Es scheint aber, daß nicht alle Tiere in der allgemeinen Schöpfung entstanden waren. Die Lumme und die Krähe hatten eine andre Herkunft, denn sie sind verwandelte Menschen. Zwei Fischer waren draußen auf der See in ihren Kanoes und sie kamen in Streit, weil der Eine den Andren lächerlich machte wegen seines geringen Erfolges im Fischen. Der erfolglose Mann wurde so zornig über die Neckereien seines Begleiters, daß er denselben auf den Kopf schlug, seine Zunge ausschnitt und seine Fische stahl, bevor er weiter ruderte. Auf irgend eine Weise konnte der Unglückliche trotzdem wieder zu Sinnen kommen und ans Ufer gelangen. Der Andre hatte mit seiner Vorsicht Recht gehabt, denn als der verstümmelte Mann das Land erreichte, wollte er seinen Gefährten verklagen. Es kam aber aus seinem Munde kein Laut heraus, den man verstehen konnte, sondern nur ein Schrei, wie von einer Lumme. Der Große Geist Quawteaht war so erzürnt über die Sache, daß er den Stummen in eine Lumme verwandelte und seinen Angreifer in eine Krähe. Wenn man also die klagende Stimme der Lumme über den schweigenden Seen und Flüssen hört, ist es immer der arme Fischer, der versucht, sich verständlich zu machen und die Geschichte von dem Unrecht, das ihm getan wurde, zu erzählen.

Besprechung des Berichtes. Von ritueller Klarheit ist vor allen Dingen die Gewinnung des Feuers, denn es ist in Wirklichkeit die Gewinnung der Sonne. Solange dieselbe nicht scheint, hält sie sich im Reiche der Fische und der dunklen Nacht auf und es ist also gerade der Tintenfisch, der sie gefangen hält. Der Hirsch aber ist das Tier des Osten, vor allen Dingen durch sein Geweih, das den aufgehenden Bäumen entspricht, und so bringt auch der Hirsch die aufgehende Sonne den Menschen.

Der Bericht, daß Quawteaht ein Mann ist, der einen großen Vogel zur Gattin nimmt, ist eine seltene Erscheinung, denn er setzt im Grunde eine weibliche Sonne voraus, wie wir sie in unsrer Sprache haben, während sonst die Sonne auch in Amerika fast ohne Ausnahme als männlich gilt. Welche Auffassungen dazu führen, die obere Welt als weiblich darzustellen, ist durchaus verschieden. Bei manchen Völkern ist der Wolf auf den Himmel übergegangen in Gestalt der Wolken, die wiederum in den ausregnenden Spitzen als Brüste aufgefaßt werden, und so haben z. B. die Völker in Neu-Guinea mit Bezug auf ihre Speere diese Deutung der Wolkenbrüste aufgenommen, sodaß ihre Speere den Blitzen entsprechen, die aus den Wolken herausschießen. Den Donnervogel finden wir in Amerika in mehreren Mythen vertreten. Meistens sind seine Federn die Blitze, die herausgeschüttelt

werden, und wo immer in andren Kulturen von einem Herausschütteln der Blitze die Rede ist, kann nur ein großer Vogel die betreffende Blitzgottheit umkleiden. Hier ist es aber die Zunge, von welcher die Blitze des Vogels geworfen werden, also im Grunde eine noch mehr menschenähnliche Erscheinung, denn die Blitze des Mundes sind niederschmetternde Worte und Reden. Eine eigentliche Ursache, weshalb hier der Vogel weiblich ist, wie das ja auch in manchen andren Sprachen der Fall ist (z. B. englisch Bird etc.), läßt sich kaum erkennen, aber wir haben in dem englischen Worte Bird ja auch ein Geburtswort, durch welches gesagt wird, daß der Vogel alle übrigen Wesen zur Geburt bringt und also wenigstens in einem Teil seiner Natur weiblich ist.

Bericht der Thacullies.

Die flache Erde war einst völlig mit Wasser bedeckt. Auf dem Wasser schwamm eine Moschusratte hin und her und suchte Futter. Sie fand nichts und tauchte auf den Grund und brachte ein Maul voll Schmutz herauf, den sie aber sofort ausspie, sobald sie an der Oberfläche war. Das tat sie immer wieder und wieder, bis eine ganze Insel und schließlich auch die ganze Erde gewachsen war. Auf unerklärliche Weise wurde die Erde in allen Teilen bevölkert und so blieb es, bis ein schreckliches Feuer, das viele Tage dauerte, über die Erde hinfegte und alles Leben zerstörte. Nur ein Mann und eine Frau verbargen sich in einer tiefen Höhle im Herzen eines Berges und von ihnen ging die neue Bevölkerung der Erde auf.

Anmerkung. Mit diesem Bericht nähern wir uns schon den ostamerikanischen Legenden, in denen vor allen Dingen der Große Hase eine bedeutende Rolle spielt. Da dieser Große Hase dem Polarstern und dem Großen Bären entspricht, wird man auch bei der Moschusratte annehmen können, daß diese nur eine untergeordnete Rolle in der Schöpfung gespielt hat und also der erste Teil dieser Sage fehlt und durch ostamerikanische Indianermythen zu ersetzen wäre. Natürlich kann die Geschichte der Moschusratte ein einzelner Totemabschnitt sein. (Man vergleiche die Verwandtschaft mit dem Wurm der Navajo im Aufwerfen des Erdhügels.)

Zu dieser Reihe von Sagen ist alles Bemerkenswerte schon in den Einzelbesprechungen hervorgehoben worden. Daß auf der ganzen Erde, genau wie in Amerika, so viele Flut- und Brandsagen vorkommen, kann vor allen Dingen an der Westküste von Amerika eine durchaus reale Grundlage haben, aber trotzdem ist es sehr unwahrscheinlich, daß die reale Grundlage einen so großen Umfang hatte, daß die Menschen in wirklich so hohem Maaße vernichtet worden sind. Ich würde deshalb glauben, daß eine große Flut oder mehrere solcher Erscheinungen zwar in das Bewußtsein aller Völker übergegangen ist, daß man aber, um eine neue Periode zu bezeichnen, die sich aus der Einwanderung ergab, diese Flut mehr zur Begründung der neuen menschlichen Ära gemacht hat und in vielen Fällen den ältesten Einwohnern entweder allgemein im Tierzustand zuschrieb oder ihnen moralische Vergehen aller Art unterlegte, die zu ihrer Degeneration und Vernichtung durch einseitige geistige Mächte führen mußten. Wir wollen nicht vergessen, daß unsere Missionare in allen Ländern in der genau gleichen Weise moralischen Tiefstand und ungenügende Erkenntnis untergeschoben haben, auch wenn solche nicht vorhanden waren. Für sicher halte ich, daß wir noch heute über die große Geschichte der Vergangenheit unklar denken, eben wegen dieser großen Legende der Herabwürdigung aller Eingeborenen. Daß trotzdem bei allen Einzeldefekten den neuen Einwanderern in Amerika eine besondere Mission gegeben war, die sie vielleicht bis heute noch nicht erfüllen konnten, soll durchaus möglich bleiben, denn eine so pessimistische Weltanschauung, daß die großen vorhandenen geistigen Kulturen der Erde völlig sinnlos zerstört wurden und nicht mehr zu erreichen sein wird, als die Wiedererrichtung derselben, liegt nicht in der Vorstellungsmöglichkeit des Menschen.

Tabak.

Erst seit man die Geschichte der Stupas kennt, erst seit man weiß, daß sich die Völker in der Vergangenheit bei jeder ihrer Unternehmungen sehr genau Rechenschaft über die natürlichen Zusammenhänge abgelegt haben, kann man mit einiger Sicherheit sagen, worauf die Vorstellungen mit Bezug auf das Rauchen hinausgegangen sind. Es ist aber nicht meine Absicht, die rituellen Vorstellungen in den Vordergrund zu schieben, sondern ich möchte einmal die physiologische Frage der Wirksamkeit des Tabakrauchens auf Grund alter und junger Erfahrungen etwas eingehender prüfen.

In der Geschichte der Stupa haben wir gefunden, daß der Sakralbau ausgeht vom Feuerofen und Herd einerseits und von den Erfahrungen andererseits. Im Backofen wurden pflanzliche Samen, nachdem dieselben durch das Mahlen zerstört worden waren, zuerst zu einem Tierleib wieder zusammengefügt und durch das Feuer des Backofens wurde der Tierleib in menschliche Materie übergeführt, sodaß das Brot der Stofflichkeit des Menschen entsprach. Man hatte also sozusagen angenommen, daß pflanzliche und tierische Nahrungsstoffe im Leibe der Mutter durch die Unterleibshitze in menschliche Qualität umgewandelt würden.

Mit Bezug auf den Mann hatte man nun allerdings wohl von jeher die Überzeugung, daß seine Fruchtbarkeit nicht im Unterleib, sondern im Kopf steckte und es war also sehr naheliegend, daß man diesen Kopf, in dem man ja auch alle übrigen Funktionen kannte, in seiner Geburtstätigkeit unterstützen wollte, indem man ihm die Dämpfe von verbrannten Pflanzenstoffen zuführte. Die Tabakspfeife war also schon von vornherein rituell genau so gut ein Sakralobjekt wie der Backofen, mit dem sie grundsätzlich verwandt war. Von Afrika bis nach Nordamerika wird die sakrale Bedeutung der Pfeife durch die Ornamente bestätigt und zunächst war es ja auch wohl gleichgültig, ob Mohnsaft, Hanfsamen oder Tabakblätter geraucht wurden. Ich bin aber letzten Endes selbst davon überzeugt, daß allen rituellen Vorstellungen physiologische Erlebnisse zu Grunde liegen, und erst, wenn sich das bestätigen läßt, kann die Wissenschaft des Rituellen ein Lebensinteresse für uns haben.

Ich möchte nun einmal all den Unsinn, den man bisher über den Tabak und über Nikotinvergiftungen geschrieben hat, besonders während der letzten zweihundert Jahre, überspringen und auch den Faktor der Mode gänzlich ignorieren, denn jede Mode hat ebenfalls im Großen und Ganzen physiologische Ursachen. Ich werde also die Geschichte des Tabakrauchens ausschließlich aus Erfahrungen zu rekonstruieren suchen.

In überwiegendem Grade sind es in den nordischen Ländern die Männer, die den Gebrauch des Tabakrauchens übernommen haben, während in Hinterindien und in manchen andren Reichen die Frauen ebenfalls in sehr hohem Grade die Gewohnheit von früh an mitmachen, aber hierbei handelt es sich hauptsächlich um tropische Länder.

Soweit in den tropischen Ländern die Männer nicht rauchen, handelt es sich in einem gewissen Prozentsatz um schwächliche, weibliche Typen, was ja schon daraus hervorgeht, daß diese Männer das Rauchen aufgaben, weil die Frauen es verboten haben. Man kann wohl sagen, daß die Frauen den Instinkt haben, daß der Mann härter wird, wenn er raucht.

Wo umgekehrt in nordischen Ländern die Frauen rauchen, handelt es sich um maskuline Typen und häufig sogar um ältere Frauen, die nicht verheiratet waren und also ohnehin wieder zum männlichen Typ zurückgekehrt sind. Bei den Völkern von Hinterindien kann man teilweise übrigens feststellen, daß dort die Frauen ein völlig selbständiges Erwerbsleben führen. Es könnte also

interessant sein, auf der ganzen Erde festzustellen, ob entweder die Menschen rauchen, weil sie selbständiger sind, oder ob sie selbständiger werden dadurch, daß sie rauchen.

Zwischen dem Tabakskollegium preußischer Könige und dem Rat der ältesten Indianer bei Friedensverhandlungen ist nun kein großer Unterschied, denn wir sehen noch heute, daß schwere Verhandlungen recht häufig von schweren Tabakwolken begleitet sind und nur die Höflichkeit gegenüber einigen Nichtrauchern hat diese Sitte nicht allgemein werden lassen. Was man zur Erklärung über die Wirkung auf die Nerven gesagt hat, ist immer ungütig geblieben. Man sollte endlich einmal begreifen, daß es bei Verhandlungen durchaus nicht auf die Frage ankommt, wer recht hat, welche Worte gesprochen werden und welche Logik in den Worten liegt, der man sich nicht entziehen könnte. Das Geheimnis von Verhandlungen ist ein ganz anderes. Während solcher Sitzungen verbrauchen die Menschen sich gegenseitig und fressen sich in gewissem Grade auf. Sie reizen einander und wer durch die Reizung unruhig wird, strömt Kräfte aus, deren Verlust ihn sehr erschöpft. Aus Mangel an Kräften wird der klügste Kopf unlogisch und er wird es nie begreifen, weshalb er sich hat gehen lassen, aber in Wirklichkeit hat ihm ein anderer Mensch, nämlich der Verhandlungsgegner, bestimmte Kräfte völlig ausgesogen. Das gebrauchte aber keine Intelligenz, sondern eine Art von Vitalität, auf deren innere Natur wir später vielleicht kommen werden. Vorläufig können wir aber schon die Frage beantworten, weshalb die Indianer ihre Friedenspfeifen rauchen. Antwort: Sie wissen ganz genau, daß sie sich durch das Rauchen in einen Zustand versetzen, in dem ein anderer Mensch sie nicht reizen kann, d. h. aber: die Reizstoffe des Gegners erreichen ihn nicht, oder aber dieselben werden in seiner Atmosphäre zerstört: wenn wir also ein drastisches Bild brauchen wollen, können wir sagen, daß, wenn ein Mensch den andern reizt, so schickt er zu ihm eine Unzahl Insekten herüber, die ihn stechen, wenn der Gegner aber ein Tabakraucher ist, so wird er von den Insekten nicht gestochen. Geistige Reizungen haben also mit andern Worten dieselbe subjektive Natur und Konstitution wie gewisse Insekten. Damit haben wir also eine Arbeitshypothese, indem wir annehmen, daß auf Grund der Autogenese unter relativ günstigen Umständen aus bestimmten Stoffen, und zwar Verwesungsstoffen des Körpers heraus, in einer Atmosphäre, die wir gespannt nennen und die wir auch meinerwegen elektrisch geladen nennen können, aus einem Menschen heraus Insekten sich entwickeln, die sofort den Gegner angreifen und denselben in eine sinnlose Wut versetzen, wodurch sich auch dessen Gegenspannung entladen kann. Wir haben hier also in einer mikrokosmischen Welt genau denselben Vorgang, wie bei der Entstehung der Mücken im Himbeersaft, deren Geschichte HENSEL zur Grundlage seiner Forschungen machte. Leider hat man ihn ganz übersehen. Mit Bezug auf den Tabak nun können wir zunächst nur feststellen, daß die Widerstandsfähigkeit eines Rauchers erheblich gestärkt ist, das heißt, sein Gegner findet nicht so leicht eine Angriffsmöglichkeit gegen ihn. Wie verhalten sich diese Tatsachen nun zunächst zu der vorhin erwähnten Geschlechtsfrage?

Ich möchte bei meiner alten Definition bleiben und zunächst sagen, daß die Natur der Frau an sich schon vegetativ ist, während die des Mannes animal sein muß. Beides natürlich nur immer überwiegend. In einem gespannten Verhältnis zwischen Menschen ist es nun durchweg so, daß die Frau neue Kräfte für den Kampf verhältnismäßig schnell erzeugen kann. Wenn der Mann dagegen einmal erschöpft ist, so dauert seine Erschöpfung länger, weil er erst die vegetative Basis für die Regeneration seiner Tiere schaffen muß. Ein gutes Wort von der Frau liefert natürlich diese Regeneration sofort, das heißt: es kommt nicht auf die Güte im Wort oder auf die Güte des Wortes an, sondern wenn die Frau sich während des Kampfes, wie man sagt, beruhigt, so läßt sie ihre vegetativen Kräfte dem Manne wieder zufließen und in Wirklichkeit bedeutet aller Streit zwischen

Männern und Frauen gar nichts Andres, als daß der Streit beginnt, wenn die Frau ihre vegetativen Kräfte zu stark ausgesogen fühlt, oder wenn der Mann einen zu großen Hunger nach vegetativen Stoffen bekommen hat. Das Recht und Unrecht, um das man streitet, ist alsdann nichts Andres, als die relative Frage: Verbraucht der Mann so viel vegetative Kräfte, daß die Frau sich verschließen muß, oder ist die vegetative Struktur der Frau so unergiebig, daß der Mann nicht davon leben kann? Der Mann wird ja für gewöhnlich den Streit beginnen, denn erstens ist seine Natur aggressiv und zweitens ist er meistens hungrig. Die scheinbar stärkere Logik auf seiner Seite enthält nun merkwürdigerweise eine Reizmaterie, deren Wirkung darin besteht, daß die vegetativen Kräfte der Frau sich erschließen und selbst dann zu strömen beginnen, wenn sie verhältnismäßig stark verbraucht sind. Welchen Vergleichsvorgang haben wir in der Natur? (Alle Vorgänge in derselben sind relativ natürlich viel langsamer, als zwischen Menschen, doch könnte man, wenn ein Interesse daran besteht, die Proportionen zwischen den Vorgängen in den äußeren Pflanzen und Tieren einerseits und den inneren Pflanzen und Tieren andererseits ziffernmäßig feststellen und es handelt sich vielleicht um eine kosmisch interessante Frage, aber das gehört nicht hierher.) Der Ochse kann zwar auf der Wiese stampfen so viel er will, darum wächst das Gras nicht schneller, aber zu gewissen Zeiten geht wenigstens für uns sichtbar, auf den ärmer werdenden Weiden aus dem Kot und Urin der Tiere eine schnelle und vergängliche Vegetation auf und zwar die der Pilze. Es ist also in gewissem Grade sehr merkwürdig, daß der Mann durch seinen exkrementären Charakter vielleicht die vegetative Natur der Frau zur Produktion reizt und es ist vor allen Dingen sehr beachtenswert, daß es der gleiche Körperteil ist, durch den der Urin und der Same geht. Die Zirkulation zwischen Pflanze und Tier wäre damit auch im menschlichen psychophysischen Leben zunächst einmal skizziert. Es ist bekannt, daß die Frau von den logischen Argumenten des Mannes sich gar keinen Augenblick bestechen läßt, es kommt ihr vielmehr einzig auf seine Potenz an. Wenn also der Mann die Frau zu einer größeren vegetativen Produktion reizen will, wobei es sich also um aufgehendes Leben handelt, so konzentriert er seine Potenz in den mehr oder weniger exkrementellen Organen und so wird der Kreislauf geschlossen.

Wir haben nun überall gesehen, daß der Mann auch in einem gewissen Prozentsatz weiblich ist und es ist eine altbekannte Vorstellung, daß, wenn zwei Männer mit einander kämpfen, der unterliegende der weiblichere ist, daß er also z.B. im Ringkampf beim Unterliegen auch in die Stellung der Frau hineingezwungen wird. Um also wieder auf die Verhandlungen zu kommen, können wir deutlich sagen, daß das Tabakrauchen die weiblichen Kräfte verbrauchen soll, denn das läßt sich nun noch schärfer präzisieren. Ein Mann der sich reizen läßt, schwächt nicht nur sich selbst, sondern er gibt seinem Gegner vegetative weibliche Kräfte ab. Will er sich aber in dem Kampf der höchsten Kategorie, dem psychischen Kampf, nicht unterkriegen lassen, so muß er auf jede Weise versuchen, zu verhindern, daß seine weiblichen Kräfte ihn trotzdem verlassen, denn dieselben bilden das natürliche Reservoir seiner eignen Animalität. Wie wirkt in diesem Falle also der Tabak?

Es gibt mehrere Möglichkeiten. Es kann sein, daß schon das kleinste Feuer ein Hindernis ist für die „Insekten“ des Gegners, an den Feind heranzukommen. Zweitens kann es auch sein, daß in dem Feuer, in dem der Tabak verbrennt, auch ein Teil der eignen vegetativen Kräfte des Mannes mit aufgeht. Die größte Wahrscheinlichkeit aber enthält meiner Meinung nach die dritte Möglichkeit.

Ich möchte dazu etwas weiter ausholen und darauf hinweisen, daß wir vorhin gefunden haben, daß in einem Menschen, oder sagen wir einmal in einer Frau, die exkrementellen Stoffe innerhalb weniger Minuten zu einem vegetativen Aufgang führen können, während man im Verhältnis

zwischen Pflanze und Tier immerhin wohl annehmen muß, daß die Verwendung von Exkrementen sich erst in Wochen vollzieht. Das Zeitverhältnis würde also, ganz annähernd gesagt, sich verhalten wie etwa 5 Minuten zu sagen wir beispielsweise 14 Tagen, das wäre aber ungefähr ein Verhältnis von 1 zu 20 000, um das also die menschlichen inneren Vorgänge sich schneller bewegen, als die der äußeren Natur. (Ich beabsichtige aber nur ein Beispiel mit dieser Zahl zu geben.) In einer gleichen Proportion bewegt sich nun aber die Wirksamkeit natürlicher Stoffe im Menschen, das heißt: ein Milligramm irgend eines Pflanzenstoffes wird eine psychische Wirkung haben wie zwanzig Gramm im physischen Organismus. Wenn nun also Pflanzen verbrannt werden im unmittelbaren Atmungskreis eines Menschen, so wird die Wirkung desselben sich psychisch in seinem Organismus um das Vieltausendfache wiederholen. Es ist nun eine alte Erfahrung, daß man Pflanzen verbrennt, um die Erde fruchtbar zu machen, das heißt aber mit andren Worten, daß man die Pflanze garnicht tot brennen kann, sondern daß sie durch das Feuer in eine geistigere Art der Samennatur übergeht. Wenn also der Pflanzengeist aus verbrennenden Pflanzenstoffen im Menschen genau so wirkt, wie auf dem Felde, so wird eine erhöhte vegetative Produktion im Menschen die Folge sein, aber hier wird man eine sorgfältige Scheidung nötig haben und sagen müssen, daß sich die grobphysischen und die feineren physischen Wirkungen ziemlich getrennt im Menschen abspielen. Wenn also eine geistige vegetative Besamung erfolgt, so wird auch eine geistige vegetative Fruchtbarkeit die Folge sein und diese also wird den Hunger des Gegners befriedigen können. Dessen grobphysische Materie wird dagegen unbefriedigt bleiben. In einem Satz also kann man zusammenfassen, daß unsre Betrachtung zu dem Resultat führen kann, daß durch das Rauchen und Verbrennen pflanzlicher Produkte die niedrige vegetative Aufgabe auf die höhere geistige vegetative Ausstrahlung verschoben wird.

Es giebt nun zweifellos Menschen, die weder am Verhandlungstisch noch an andren Orten diesen Selbstschutz nötig haben, d. h. ihr eigener Organismus verwandelt jederzeit niedrige Vegetation in höhere Vegetation und eines der größten menschlichen Geheimnisse liegt ja darin, daß man nicht erfahren kann, wodurch diese Verwandlung wissentlich und willentlich herbeigeführt wird. Trotzdem kann man kaum glauben, daß es so schwierig sein sollte, eine Tabakspfeife von der Außenwelt in den inneren Organismus zu verlegen und man möchte auch glauben, daß der Willensweg zur Anlage einer solchen Funktion sehr wohl führen kann. Die einzige Funktion im Menschen nun, von der man annehmen kann, daß in ihr pflanzliche Stoffe in eine höhere Stufe verwandelt werden, ist der Schmerz, und dieses Verfahren, sich selbst Schmerzen zuzufügen, um Überlegenheit zu erlangen, ist so alt wie die Kultur der Menschen. Ob man instinktiv oder durch intellektuelle Schlüsse zu diesem Resultat kam, ist eine ziemlich belanglose Frage. Die Geschichte der Askese und der Selbstqualen ist noch so gut wie unbekannt. Ebenso unbekannt ist aber auch die Geschichte der unfreiwilligen Qualen. Man weiß zwar, daß auf die schlimmste Quälerei der Juden im Ghetto die glänzendsten Entwicklungsperioden folgten, aber eingehend ist man über diese Dinge nicht unterrichtet und scheut sich bekanntlich auch in der heutigen Medizin, den Schmerz als Heilfaktor anzuerkennen. Man kann aber diesen Faktor noch in einer andren, pneumatischen Form erfassen, denn während der Aufgang einem Mangel an Hemmungen entspricht, entspricht der Untergang dem maximal erhöhten Druck. Der bewußte Mensch könnte sich also in bestimmten Teilen seines Organismus selbst unter Druck setzen und dieser Vorgang, der allerdings eine uns fremde Disziplin voraussetzt, ist psychologisch genau bekannt, indem man sagt, daß ein Mensch, der etwas erreichen will, freiwillig ein großes Opfer bringen muß. Wenn er also während einer Zeit, in der er um einen Komplex kämpft, einen wesentlichen andren Teil seines Daseins preisgibt und tötet, und zwar in seinen Vorstellungen, so

erreicht er natürlich die Wirkung, daß der fragliche Komplex sofort in Verwesung übergeht und ihm daraus neue vegetative Stoffe zufließen.

Da man nun über die Disziplin mit Worten nicht viel zu sagen braucht, so handelt es sich andererseits um die sehr interessante Frage, in welcher Weise man zeitweilig größere Teile im Organismus in ein nützliches Verwesungsstadium überführen kann, und damit kommen wir wieder auf ein einfaches Gebiet der Chemie zurück. Verwesung hat zwei wesentliche Faktoren, stehendes Wasser und Wärme. Da nun die Wärme in gewissem Grade sekundär ist, kommen wir zur Frage, wie der Mensch in seinem Organismus periodisch das Wasser zum Stehen bringen kann. Daß dies schon in gewissem Grade zeitweilig und periodisch unter astralem Einfluß vor sich geht, würde sich wohl nachweisen lassen. Andererseits ist aber die Frage des stehenden Wassers auf der Erde eine Spannungsfrage. Wenn das Wasser zur Erde herabströmt, ist eine einseitige Bewegungsrichtung ohne Spannung vorhanden. Wenn dagegen ein großer Teil der Feuchtigkeit in hohen Luftschichten liegt und festgehalten wird, so bleibt andererseits auf der Erde das Wasser ebenfalls stehen und das Fließen hört überall auf. Die Spannung wächst. Wie weit der Mensch nun eine Kontrolle über sein erdhaftes Wasser sowie über sein atmosphärisches Wasser finden kann, das ist schwer zu sagen, aber das Fließen von seiner größten Höhe herab zu andren Wesen kann er wohl willentlich in gewissem Grade unterbinden. Man hat ganz richtig die Rede des Menschen mit dem Wasser und dem Strom verglichen. Menschen, die wenig reden, halten also in gewissem Grade wahrscheinlich in sich das Wasser zurück und man kennt ihre Wirksamkeit ja auch am Verhandlungstisch. Wenn sie das Wasser in sich zurückhalten können, so ist dieses natürlich der erste Faktor, von dem überhaupt das Aufgehen einer Vegetation abhängig ist. Wenn ein solcher Mann es nicht regnen läßt, so verdursten die Andren, und um zu reizen und bei ihm eine Überfülle von Wasser zu erzeugen und den Wolkenbruch zu veranlassen, werden sie in gewissen Mengen ihr eignes Wasser unter der eigenen Sonne verdunsten lassen.

Nun ist aber die Spannung zwischen Wasser oben und unten einerseits eine Begleiterscheinung der elektrischen Spannung. Durch die elektrische Spannung werden aber auch die Insekten erzeugt, und wenn man nun diesen Kreislauf im einfachsten Naturvorgang betrachten will, sieht derselbe etwa wie folgt aus: Die beiden Spannungssubjekte sind weder Wasser noch Sonne noch sonstige kosmische Erscheinungen, sondern zunächst Pflanzen und Tiere. Die Pflanzen wollen nicht mehr wachsen und die Tiere beginnen daher zu verhungern. Die Tiere sind wahrscheinlich der aktivere Teil und geben von sich aus eine große Menge von exkrementellen Kräften ab, denn bei der Verkleinerung ihres Organismus muß der Materialbestand beträchtlich reduziert werden, damit der Rest vital bleibt. Soweit es sich um eine feine physische Materie handelt und der Weg der Abgabe dieser Materie die Verbrennung ist, werden sich also die Kräfte, die hierbei frei werden, in die obere Region begeben. Sie werden dort zunächst eine Spannung erzeugen, durch welche auch alle pflanzlichen Verwesungsstoffe auf der Erde sich in Tiere verwandeln, die aufwärts fliegen, und nun wird man wahrscheinlich diesen aufsteigenden Wesen eine Kraft zuerkennen können, sich als Wasser zu materialisieren. In dieser Form als einer ihrer HAUPTerscheinungen kehren sie zu den Pflanzen zurück, worauf die Vegetation ihren Fortgang findet und die Tiere können wieder gesättigt werden und sammeln neue Verwesungsstoffe.

Man kann übrigens bei diesem Exkurs erkennen, wie weit die Zusammenhänge bei der Tabakdiagnose führen müssen, wenn man ein gründliches Resultat erreichen will. Die praktischen Resultate mit Bezug auf innere Erhöhung der Spannung, künstliche Erzeugung von Verwesung sowie die künstliche Erzeugung von Schmerzen werden sich noch weiterhin ausbauen lassen.

Haida und Tlinkit.

Zu den Bildern.

Die Kunstwerke der Indianer von Nord-West-Amerika führen uns in ein Gebiet der menschlichen Psyche, das der Europäer lange Zeit schon in der Kunst vergessen hatte, es ist die Psyche der ägyptischen und mejicanischen Hieroglyphen, das heißt das Gebiet einer Darstellung aus geheimen Vorstellungen, deren einzelne Komponenten ganz eng miteinander verknüpft und deren einzelne Teile uns unbekannt sind, aber bei den schaffenden Völkern selbst einen gültigen Symbolwert hatten. Die meisten dieser technisch vollendet schönen Steinschnitzarbeiten sind in ihrer Komposition am ersten wohl den geschnitzten Märchen zu vergleichen, denn in den Märchen wissen wir ja, daß ganz bestimmte astrische Vorgänge geschildert sind, deren Abschnitte durch Erscheinungen des alltägigen Lebens zusammengesetzt sind, die nun im Märchen sehr bunt und unlogisch zusammengefügt erscheinen.

Auf welche Märchenwelt sich diese Steinschnitzarbeiten beziehen, wird vielleicht nach ganz eingehender Forschung noch einmal zu erkennen sein, vielleicht werden wir auch keine zuverlässige Kunde darüber mehr finden, und ich möchte versuchen, auf die einzelnen Bildteile etwas aufmerksam zu machen, sodaß jeder Betrachter sich in gewissem Grade wenigstens mit den Gedankengängen befreunden kann, die zu diesen Darstellungen geführt haben.

Bild 1 stellt eine der häufigen Holzmasken dar.

Bilder 2 und 3 sind die beiden Seiten eines schönen schwarzen Steines, auf dessen einer Seite ein auffliegender Adler, das Tier der Sonne und des Tages gezeichnet ist, dessen Hals ein Kreuz trägt, und die Rückseite zeigt dementsprechend die Eule, das Tier der Nacht, zwischen deren Fängen man die Sonne an der Stelle des Leibes erkennen kann.

Man sieht also, daß hier, genau wie in Ägypten die beiden Vögel Adler und Eule dem Tage und der Nacht angehören.

Bilder 4 und 5 sind zwei Fettschalen, die beide eine typische Gesichtsdarstellung zeigen. Die Fette, um die es sich bei diesen Fischervölkern handelt, können nur Fischfette sein, und da der Fisch während der Nacht die Sonne trägt, wurde also auch das Fett des Fisches für etwas Sonnenhaftes gehalten. Genau andren Kulturen entsprechend, sieht man die Ornamente auf Bild 4 auch auf die Vierzahl eingestellt. Das Gesicht bezieht sich ohne Frage auf die Sonne oder den Sonnenheros, der aus der Nacht geboren wird.

Bilder 6-10 sind ebenfalls Fettschalen, von der einfachen Tierform bis zur symbolischen Tierform, denn das Tier in Bild 8 ist kein bestimmtes Tier, wenn auch vielleicht an einen Frosch dabei gedacht ist. Die allgemeine Stellung des Frosches im Kult ist noch nicht genügend geklärt. In den Märchen haben wir ihn am häufigsten in seiner Eigenschaft der Verwandlung, denn da es bekannt war, daß der erste Zustand des Frosches die Kaulquappe ist, die ausschließlich im Wasser lebt, später aber dauernd über dem Wasser leben konnte, so lag es nahe, ihn zu vergleichen mit Gestirnen, die in zwei Elementen leben, wie es ja die Sonne tut. Gerade aber weil der Frosch auch im Wasser noch in ausgewachsener Größe zu leben vermag, so konnte er als Träger des Sonnenhelden schon gedacht werden, denn der Fisch konnte die Sonne nur während der Nachtwanderung begleiten. Das ungeheure Quaken der Frösche an den Abenden konnte auch als ein Wehklagen um die untergegangene Sonne gedeutet werden. In Bild 7 haben wir wiederum das Sonnenantlitz. In Bild 9

sehen wir das Gesicht vor der Schale vorspringend, und besonders sind hier die Nasenlöcher vergrößert, sodaß an das Prinzip der Atmung ausdrücklich gedacht wird. Die Ornamente auf Bild 10 sind besonders schön gezeichnet, und ich bin keinen Augenblick im Zweifel, daß wir in ihnen symbolische Zeichen vor uns haben, deren verständliche Entstehung aber weit zurückliegen mag.

In Bild 11 haben wir ein Kanoe mit zwei Insassen und das Kanoe hat vorn und hinten einen Tierrachen, der am Heck hält ein Opfer.

Bild 12 ist eine Darstellung von einem Wolf. Die beiden otterartigen Köpfe über Mittel- und Hinterleib werden ja eine bestimmte Deutung haben, doch ist auch nicht zu erklären, weshalb die Vorderläufe in laufender Haltung und die Hinterläufe im Stand wiedergegeben sind.

Bilder 13 und 14 sind zwei Kleidungsstücke, in denen Köpfe und einzelne Augen das Hauptornament bilden. Auf Bild 13 erkennt man, daß einmal das Gesicht der mittleren Sonne (unten) frei ist, darüber aber maskiert, wie ein Domino, sodaß man erfährt, daß diese Maske ein außerordentliches Alter hat und sich auf die Vernichtung jedes Lichtes bezieht. Damit zerfällt dieses Tuchornament in zwei Hälften, deren obere sich auf die Nacht und die untere auf den Tag bezieht. Über der maskierten Nachtsonne stehen zweimal ein Augenpaar, und in der Mitte ein scheinbares Eulensymbol, während neben und über der Tagsonne viermal ein Einzelauge erscheint. Eine völlige Ausdeutung dieses Tuchornamentes wird also wohl möglich sein. In Bild 14 haben wir dagegen drei Sonnen in der Mitte übereinander, und alle drei scheinen maskiert zu sein. Die unterste Mittelsonne hat ein Zeichen auf der Stirn, und sie gehört wohl zu einer vollständigen Gestalt, deren Arme in Krebsscheeren enden und nach außen gewandt sind, während die beiden oberen Sonnen von zwei Armen eingerahmt sind, deren Scheeren nach innen gewandt sind. Ganz oben zunächst der Schulter sieht man je eine maskenlose Sonne, die ganze Sonnenzahl scheint also fünf zu sein. Ich möchte übrigens bemerken, daß auch in der Keramik von Peru diese Gesichter mit Krebsscheeren mehrfach vorkommen.

Bild 15 Maske mit Adlernase. Unter der Maske sind die Finger des Verkleideten mit dargestellt. Über dem Haupte erscheint noch einmal die gleiche Maske in klein.

In Bild 16 haben wir eine Fettschale, auf der wiederum das Gesicht der Sonne erscheint, doch ist es nicht unmöglich, daß auch an den Mond gedacht werden soll. Das Gesicht ist ebenfalls maskiert, und darüber befindet sich eine hohe Tiara. Die Krebsscheeren sind zu dieser Tiara erhoben.

Bild 17 zeigt einen auf den Knien liegenden Opferer, der in der einen Hand ein Messer, in der andren den Kopf eines Opfers hält, vor sich wahrscheinlich eine Blutsammelschale. Das Haar des Opfernden ist wie bei Priestern häufig zu einem Knoten aufgebunden.

Bilder 18-23 sind zur Hauptsache Pfeifenköpfe, und um einmal den kultischen Gebrauch des Rauchens aus der Kunst und Religion der Primitive etwas näher zu erläutern, habe ich einen kurzen Beitrag über den Tabak diesem Buche beizugeben versucht. In Bild 18 ist es besonders klar, daß der Pfeifenkopf gebildet wird durch eine Vorstellung eines Wesens, dessen Leib oder Gebärmutter mächtig vergrößert ist, und in diesem Leib findet nun die Verbrennung des Tabakkrautes statt. Der Mensch legt also großen Wert darauf, daß genau wie beim Weihrauch etc. die Geister der edelsten Pflanzenprodukte aus der Vernichtung zum Gott aufsteigen, so auch ein edler Pflanzengeist aus der Wandlung der Verbrennung in ihn übergeht. In Bild 19 ist der Pfeifenkopf mit einem Adlerkopf verziert, und zwar meiner Meinung nach nicht deshalb, weil der Inhaber etwa zu einer Adlerfamilie gehört, sondern weil auch die Vögel von den veredelten Pflanzenstoffen leben, denn daß sich der Phönix im Feuer verjüngt, ist nicht nur eine bildliche Vorstellung des Sonnenhelden,

sondern es liegt darin auch eine biologische Vorstellung von der Verwandlung aller Stoffe, deren höchste Erscheinung eben die Vögel sind.

Die Wichtigkeit der Tabakspfeifen ist auch in Afrika durchaus kultisch.

Mit Bild 20 kommen wir nun zu den außerordentlich komplizierten Arbeiten der Indianer, in denen alle möglichen Teile von Menschen und Tieren in wenig erkennbarem Zusammenhang gezeichnet werden. An einigen der markantesten Stücke hoffe ich aber einige der Beziehungen klären zu können.

In Bild 21 sehen wir am Pfeifenkopf einen Tierkopf, janusartig nach zwei Seiten gewandt, und darüber den Sonnenkopf, aus welcher Zusammenstellung man vielleicht entnehmen kann, daß auch den Göttern der Geruch dieses Tabakpfeifers angenehm ist. Unter dem Pfeifenkopf sehen wir noch einen vierten Kopf, dessen Nase spitz ausläuft und in den Mund hineinführt. Während schon in Bild 21 der Pfeifenkopf von Händen gehalten wird, geschieht das in Bild 23 noch deutlicher, das heißt, ähnlich wie in Bild 18 wird die eigentliche Verbrennungsstätte ganz rechts auf dem Schoß einer Figur gehalten, während dem Raucher zugewandt ganz links ein Vogelkopf erscheint. Zwischen diesen beiden Enden sehen wir zwei Raben oder andre Vögel mit den Schnäbeln über dem Haupt eines Sonnenhelden zusammenkommen. Sein Haupt ist bedeckt durch eine Kappe mit drei Punkten (Drei für Sonne typisch) und die Hände des Mannes sind an den Hals der Vögel angelegt, während die Füße an den Flügeln ruhen, sodaß man glauben kann, daß an eine Stellung des Fliegens gedacht war, denn die Beine der Vögel kommen unter dem Manne zusammen. Hier also haben wir wieder den Gott ODIN mit seinen zwei Raben, die den Einatem und Ausatem darstellen, und nun sogar den ganzen Gott tragen. Daß also auf dem Wege von der Verbrennung des Tabakkrautes bis zum Rauchenden die große Wandlung des ODIN-ATMA vor sich geht, ist hier deutlich zur Darstellung gebracht.

Bilder 24 und 25 sind flache, schöne Steinschnitzungen, deren eigentlicher Zweck unbekannt ist. In 24 haben wir rechts wohl einen Sonnenkopf oder auch ein über der Sonne stehendes Wesen. Dann kommt ein Tier, otterartig, das gegen einen Menschen geht und abgewehrt wird, und die nächste Gruppe ist ein Wolf, der einen Mann mit Haarspirale überwunden oder übersprungen hat. Da nun die beiden menschenähnlichen Darstellungen wohl Gestirne, also Sonne und Mond darstellen werden, so werden Wolf und Otter (oder Schlange) wohl die Feinde dieser Gestirne sein.

Auch im Bild 25 haben wir zwei getrennte Gruppen, links zwei zueinander gewandte Tiere, scheinbar nicht in Feindschaft, und rechts drei aufeinander folgende, mehr menschliche Wesen, von denen zwei mit einer höheren Kappe versehen sind. Unter zweien dieser Menschen ein Frosch.

Bilder 26 und 27 geben eine sehr merkwürdige Darstellung, indem zwischen scheinbar zwei Baumstämmen ein Wolfskopf oder Fuchs erscheint, und drachenartige Symbole oder Schlangen winden sich an den Bäumen empor. Das Tier ist dabei, einen Menschen zu verschlingen, während ein anderer Mensch sich von unten her um den Baum biegt und nach oben blickt. Dieser zweite Mensch ist mit einem Rock bekleidet. Aus dem Maul des Tieres aber scheint auch ein Strick herauszuhängen, und es mag sein, daß es sich in dieser Darstellung um eine alte Legende oder ein Märchen handelt, das vom Eingang in die Unterwelt handelt.

Bilder 28 ~ 52 sind nun Holzpfähle oder Steinskulpturen, die man als Totempfähle oder Steine bezeichnen möchte. Die herrlichsten riesenhaften Pfähle dieser Art, die vor den Häuptlingshütten oder Zelten gestanden haben, stehen im Berliner Museum für Völkerkunde und verdienen eine Spezialarbeit mit farbigen Tafeln. Sie sind von ganz riesenhaftem Maaß und enthalten eine Fülle von Wesen in einer Aufeinanderfolge, die vielleicht die Ahnengeschichte der betreffenden

Häuptlinge enthält, aber was dann hinter der Symbolisierung dieser Ahnen zu denken ist, wird nicht leicht mehr zu erfahren sein.

In Bilder 28 und 29 haben wir einen einfachen Pfahl in der Form eines Wegweisers und sehen zwei maskierte Sonnengesichter, während unten ein Tier mit Gebiß erscheint, dessen Natur nicht völlig deutlich ist. Es scheint, als ob der Leib, den man mitten am Pfahl auf Bild 29 sieht, zum obersten Kopf gehört, während der untere Leib aus dem Haupt des Tieres hervorgeht. Der untere Menschenleib ist mit zwei merkwürdigen Haken versehen und scheint von unten her umfaßt und verschlungen zu werden.

Von Bild 30 sind die Vergrößerungen 31 ~ 34 gemacht, weil die Einzelheiten von großer Schönheit und Merkwürdigkeit sind. Ganz oben haben wir ein menschliches Gesicht mit weit vorgezogener Unterlippe und Lippenpflock. Sein Leib zeigt die gleichen kleinen Haken, die wir bei dem Adler auf Bild 2 in Strichen finden, sie bedeuten Federn, und diese oberste Erscheinung ist also der Adlersonnengott. Auch der zweite Kopf scheint nun zu einem Gestirn zu gehören, denn er hat Federn ebenfalls auf der Brust, und auf dem scharfen Kantspitz, der auf die Brust hinabgeht, sehen wir Mondzeichen. Das dritte Stück zeigt nun wiederum einen Kopf, aus dessen Augen, Nase und Mund Frösche herauskommen und das ganze Bild endet in einem Vogelkopf. Nun ist der untere Kopf den oberen durchaus ähnlich, also handelt es sich auch hier um eine Gestirngottheit, und es kann dafür dann wohl nur die Venus in Frage kommen. Wenn das der Fall ist, so könnten die Frösche die Tiere des Abendsternes und der Liebe sein und wir erinnern uns ja aus unsren Märchen von den Froschprinzen, daß dieselben immer besonders viel mit der Liebe zu tun haben, es könnte also sein, daß der Frosch FROG mit der Göttin FREJA in Verbindung gestanden hätte. Ob nun der untere Teil des Bildes, in dem sich aus allen Teilen eines Kopfes heraus Frösche entwickeln, auf Tod und Krankheit hingedeutet sein soll und wir hier eine Beziehung zur Syphilis sehen dürfen, die natürlich nicht erst eine amerikanische Krankheit gewesen ist, das kann ich nicht entscheiden, aber man sieht, daß wir diesem Kulturkomplex mit der größten Achtung begegnen müssen und er dann vielleicht für uns gleich Andren verständlich wird.

Bilder 35 ~ 38 sind wiederum aneinandergesetzt zu denken. Die völlige Analysis wird nicht möglich sein, aber die Darstellung an der Spitze ist phallisch und die unterste Darstellung läßt den Frosch im Schoß eines Menschen, der Tierattribute hat, sitzen. Dreimal in der Darstellung erscheinen gehaltene Stäbe, zweimal senkrecht und einmal wagrecht bei der untersten Figur.

Wie in 39 und den folgenden Bildern diese übereinanderstehenden Tiere zu deuten sind, das scheint mir der Zukunft vorbehalten zu sein. Bei vielen Ähnlichkeiten haben wir merkwürdige Varianten. In 40 und 41 rechts haben wir als unterste Figur einen Menschen, der verzehrt wird, während in 39 links der unterste Kopf aufrecht steht. Die Frösche oder Kröten scheinen sich auf die dazwischen erfolgende Wandlung zu beziehen. Auf beiden Steinen in 43 haben wir eine Zweiteilung, in der sich die obere Hälfte durch Umkehrung der Mittelfigur absetzt und man wird hier, wie auch in sehr vielen andren Fällen, erinnert an die Malanganfiguren von Neumecklenburg mit ihren deutlicheren Generationsfolgen. In 44 links Mitte haben wir wieder den Schnabel oder die verlängerte Nase, die im Munde ausläuft, was besondere Beziehungen zum Atem haben muß. In 45 links Mitte haben wir eine auffallende Handhaltung. In 46 haben wir einen nicht in die Serie der Tiersäulen gehörenden Mann mit einem Fell, das in einem Kopf über der Scham des Mannes endet. Die Strichornamente auf diesem Stück weisen zur Keramik von Arizona hinüber. In 48 haben wir ganz unten einen Mann mit merkwürdig erhobenen Händen. In andren Fällen wird man die Vorstellungen von BATAK-Zauberstäben nicht los.

Bild 49 stellt eine Flöte dar, mit einem Präriehasen oder Kaninchen als oberstem Tier. Zwischen den Flötenlöchern Frösche, sodaß man annehmen kann, daß auch hier eine Liebesbeziehung im Spiel der Flöte liegen soll und das kaninchenähnliche Tier zum Monde gehört. Bild 51 eine andre Flöte.

Bilder 52 und 53 stellen einen Mann mit dreifacher Bekleidung dar, denn er hat einen Überwurf, der an Flügel erinnert, und zwei Röcke übereinander. Ein Adler auf seinem Haupt (oder ein Rabe) und ein Strick um den ganzen Körper, sodaß er einen Gefangenen darstellen soll. Auf den Flügeln sitzen vorn zwei Sonnenscheiben, in denen je eine kleine Hand mit einem Stab zu erkennen ist, sodaß wir in jeder Hinsicht die gefangene Wintersonne vor uns haben.

Bilder 54 ~ 56 sind einige Rasseln, die der Priester braucht in seiner Vertretung des Donnergottes, denn es ist der Donnervogel, der das Geräusch machen soll. Auf 55 dazu eine sehr komplizierte Sexualdarstellung des vom Vogel getragenen Menschen. Auf solchen Rasseln auch der Rabe Yehl mit Feuerbrand.

Bild 57 hat sicher Bezug auf die Schöpfungssage, indem unten eine Frau auf einem Wal steht und also aus dem Meere aufgetaucht ist. Über ihr steht der Mann, mit hinweisender Gebärde und auf seinem Haupte ein weißköpfiger Vogel.

Bilder 58 und 59 sind zwei Löffel, und auf 58 scheint ein Vogel den Menschen zu füttern.

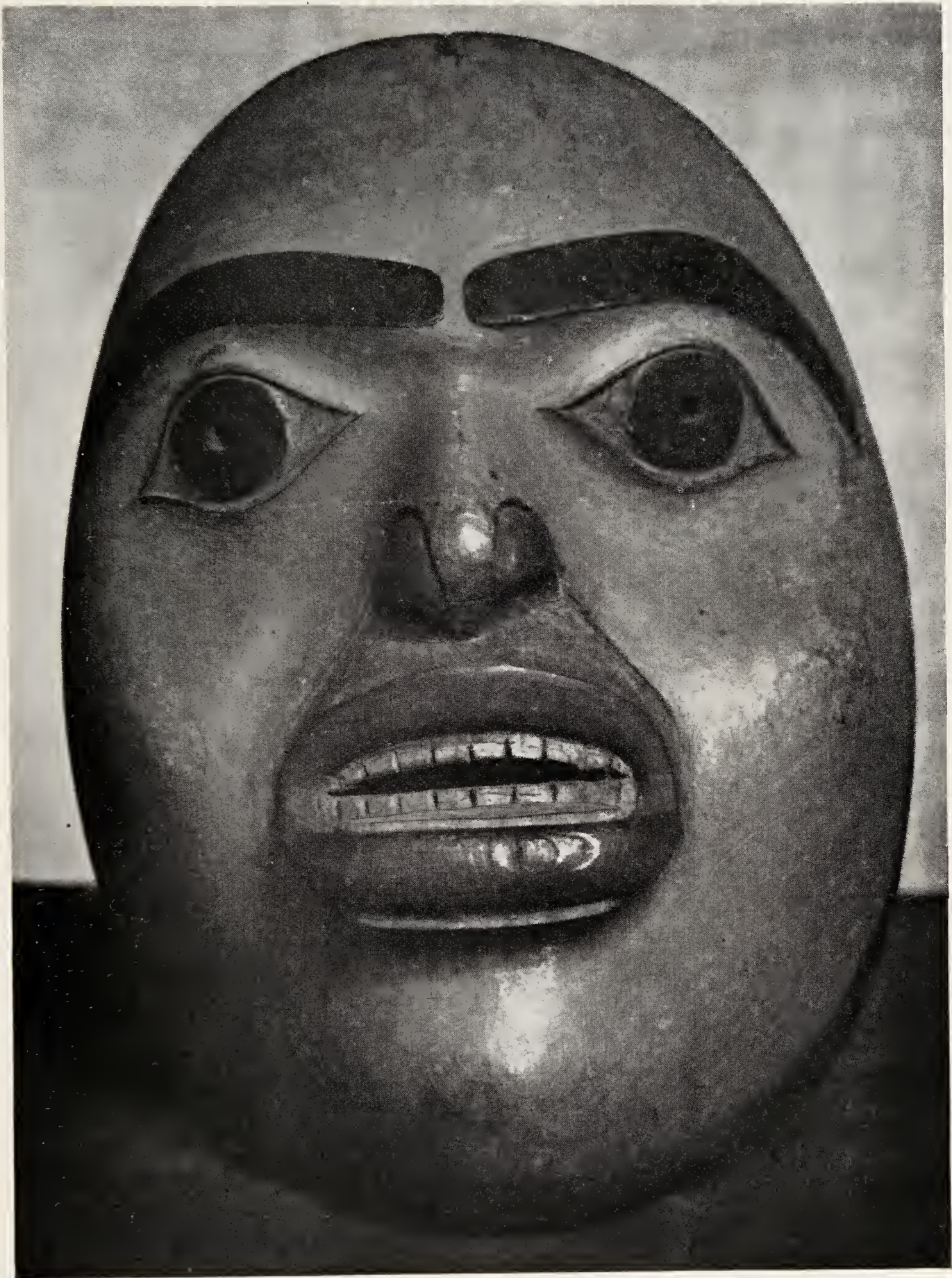
Bei Bild 60 habe ich das Gefühl, daß die Darstellung des Zaunes mit einer Pforte, die auf einer Seite von einem Vogel, auf der andren von einem vielleicht einbeinigen Mann flankiert wird, doch vielleicht nicht ganz so profan ist, wie es zuerst den Anschein hat. Wenigstens ist die Vierteilung und das Vierblatt auf der Pforte für den Untergang wiederum typisch.

In Bild 61 möchte ich nicht entscheiden, welche Bedeutung die vom Mann getragenen Dinge haben.

Daß eigentlich sämtliche Stücke aus dieser Kultur auch wirklich kultische Bedeutung haben, stellt ihren eigentlichen Wert dar, denn derselbe bleibt erhalten, auch wenn die ästhetische Freude an diesen Dingen längst wieder vergessen sein wird. Auf unsre sehr sterile Periode muß meiner Meinung nach die Kunst eines scheinbar so fremden Volkes doch eine außerordentliche Wirkung ausüben, denn künstlerisch haben wir in diesen Darstellungen oft Leistungen, die in keiner Periode übertroffen worden sind in Eigenwilligkeit und Beherrschung dieses dichtenden und verdichtenden Wollens.

Im Buchhandel erschienen bisher von demselben Verfasser:

MINOTAUROS, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1919
SCHWEDISCHE FELSBILDER, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1919
DAS LAND DER MITTE, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1921
DER SPIEGEL DES MAHÂTMA, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1921
DAS REICH DER INKA, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1922
PERU II, KERAMIK DER CHIMU, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1922
DAS TIER IN DER RELIGION, GEORG MÜLLER-VERLAG A.-G., MÜNCHEN 1922
NEU-GUINEA, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1922
MEXIKO III, SPRACHE UND KULTUR, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1922
AFRIKA, MIT DER VORGESCHICHTE DER HIEROGLYPHEN, HAGEN 1922 SOWIE DER
AUFSATZ „MALAIEN“ IN „INSEL BALI“, FOLKWANG-VERLAG, HAGEN 1922



Holzmaske der Haidaindianer.
Frankfurt, Völkermuseum.



Schiefer, Haida. Vorderseite eines Steines mit Adler.
Frankfurt, Völkermuseum.



Schiefer, Haida. Rückseite des vorigen Steines mit Eule.
Frankfurt, Völkermuseum.



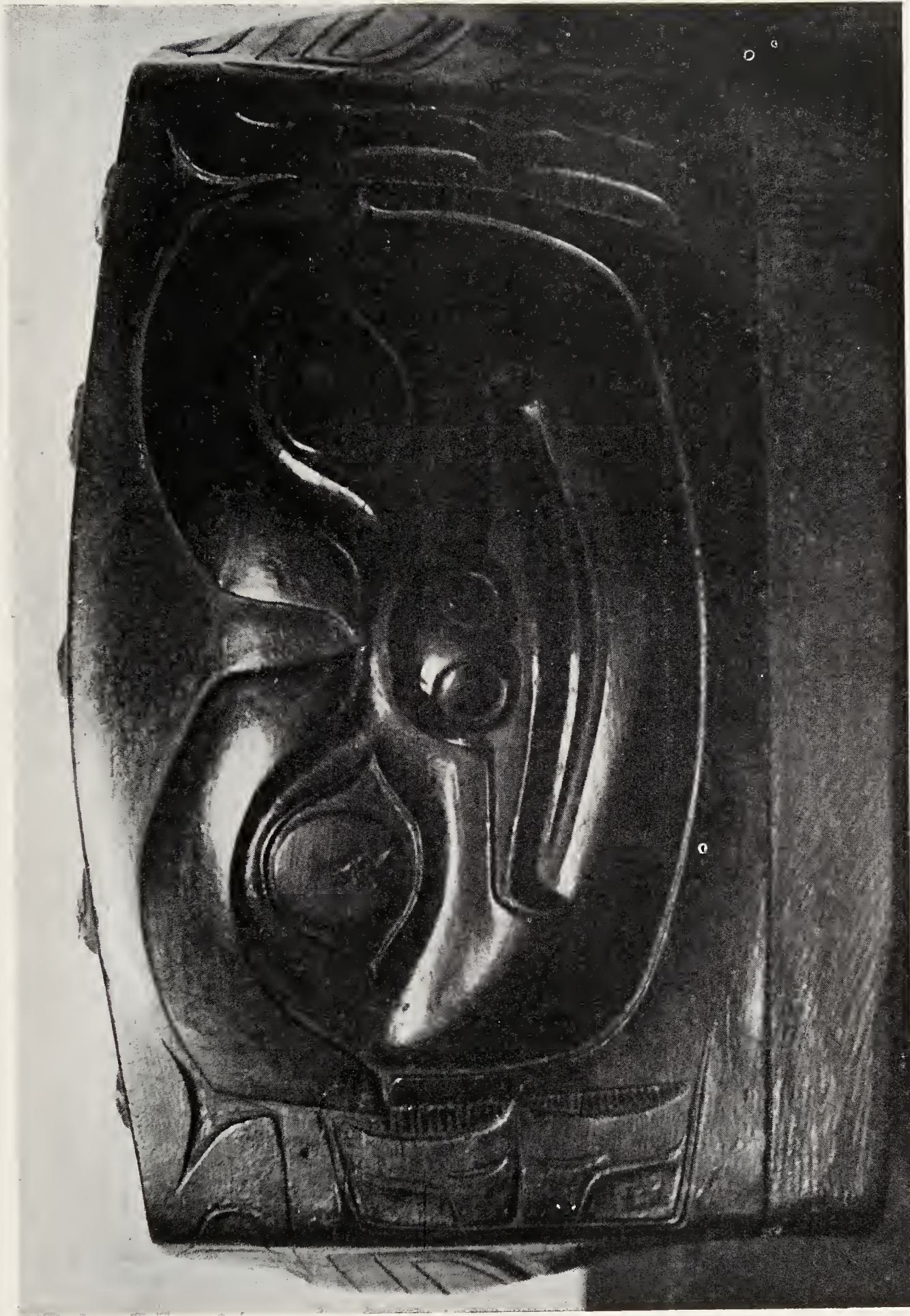
Fettschale, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Holzschüssel, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Holzschüssel, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Geschn. Holzkasten der Haida.
Frankfurt, Völkermuseum.



Fettschüssel der Haida.
Berlin, Museum für Völkerkunde.



Fettschüssel der Haida.
Bremen, Städt. Museum



Holzkasten der Haida.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Umschlagtuch der Tlinkit.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Gewand der Haidaindianer.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Maske der Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Fettschüssel der Haida, Holz.
Berlin, Museum für Völkerkunde.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Pfeifenkopf der Haidaindianer.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



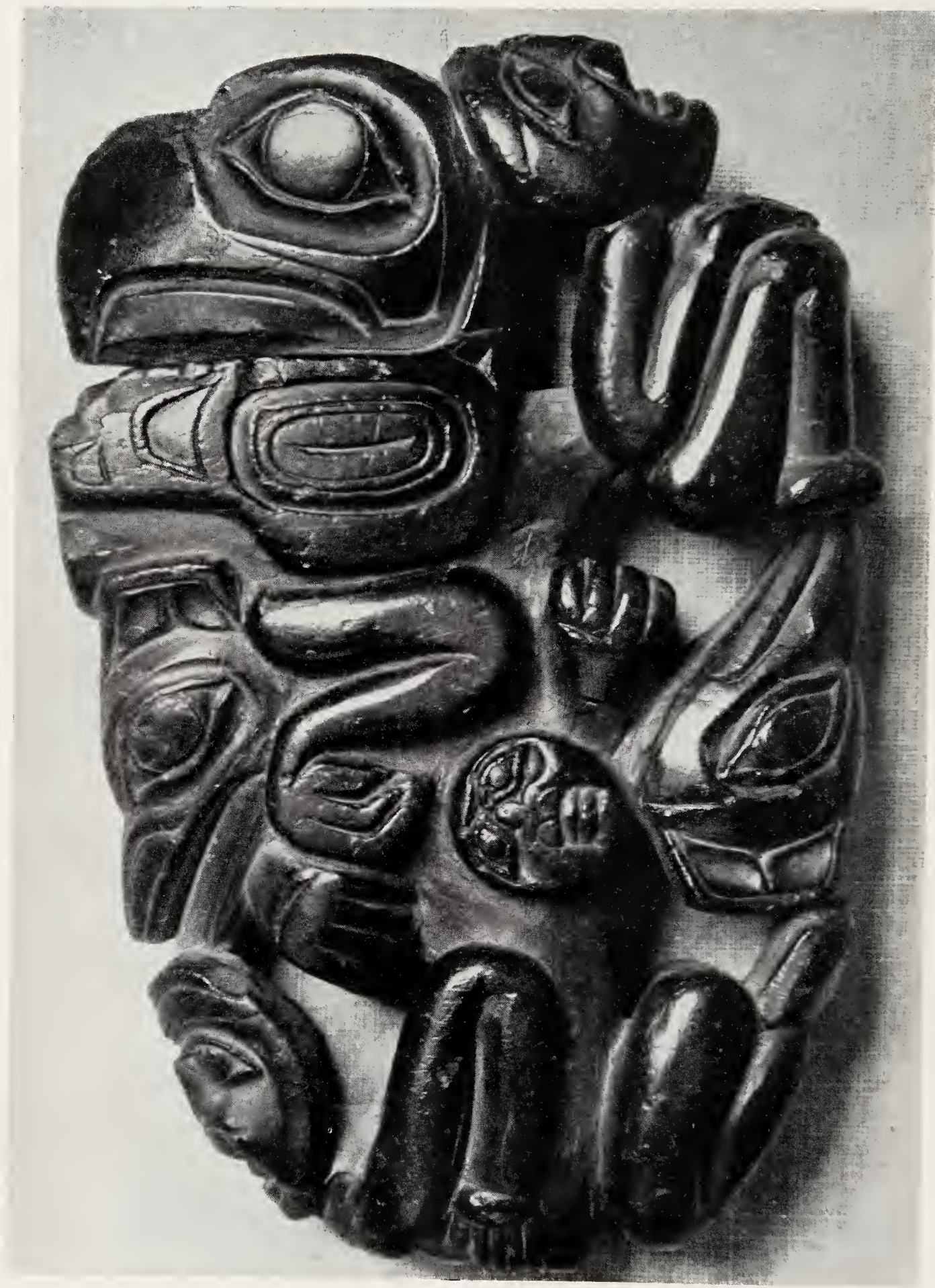
Pfeifenkopf, Holz, Haida.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Pfeifenkopf(?) Schiefer, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Pfeifenkopf, Schiefer, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Schiefer, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Schiefer, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Schiefer, Haida.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Schiefer, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Schiefer. Seitenansicht des Vorigen.
Bremen, Städt. Museum.



Wappenfahl der Haida (von vorn),
Wien, Naturhistorisches Museum.



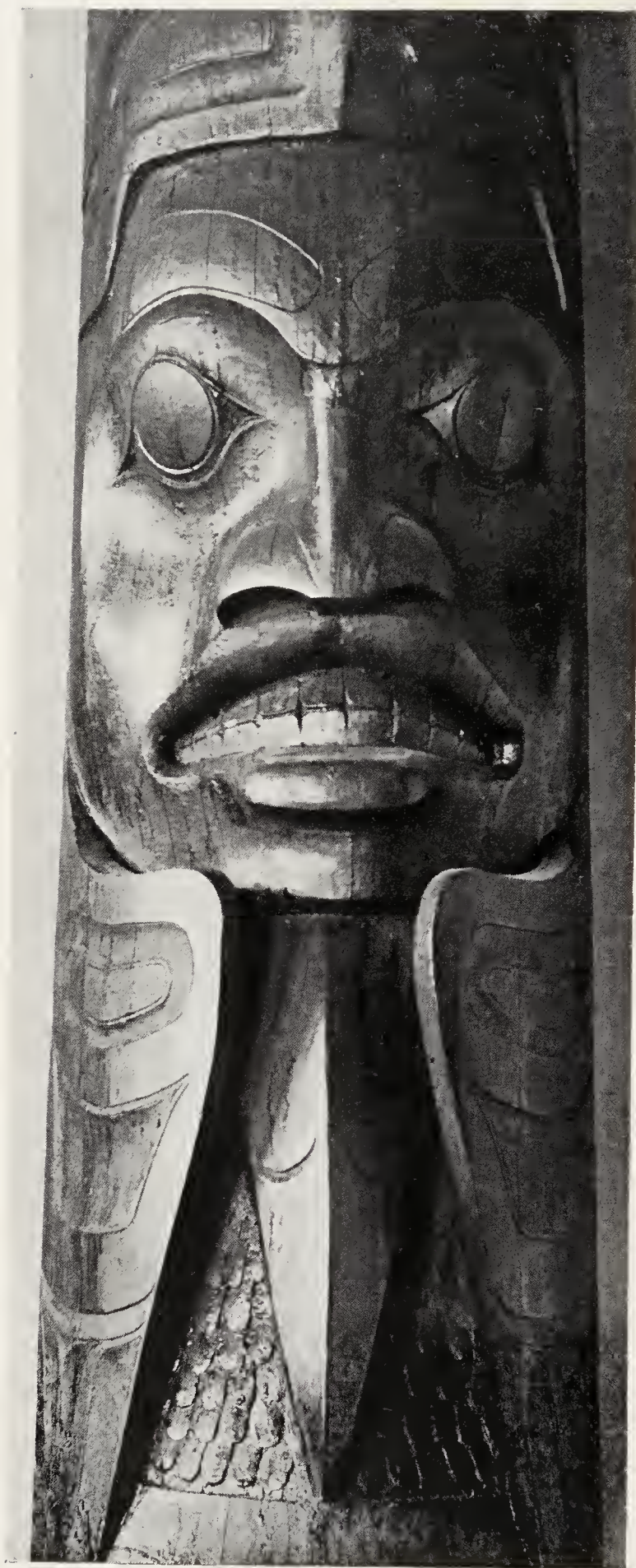
Wappenpfahl der Haida (Seitenansicht).
Wien, Naturhistorisches Museum.



Totempfahl der Haidaindianer.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



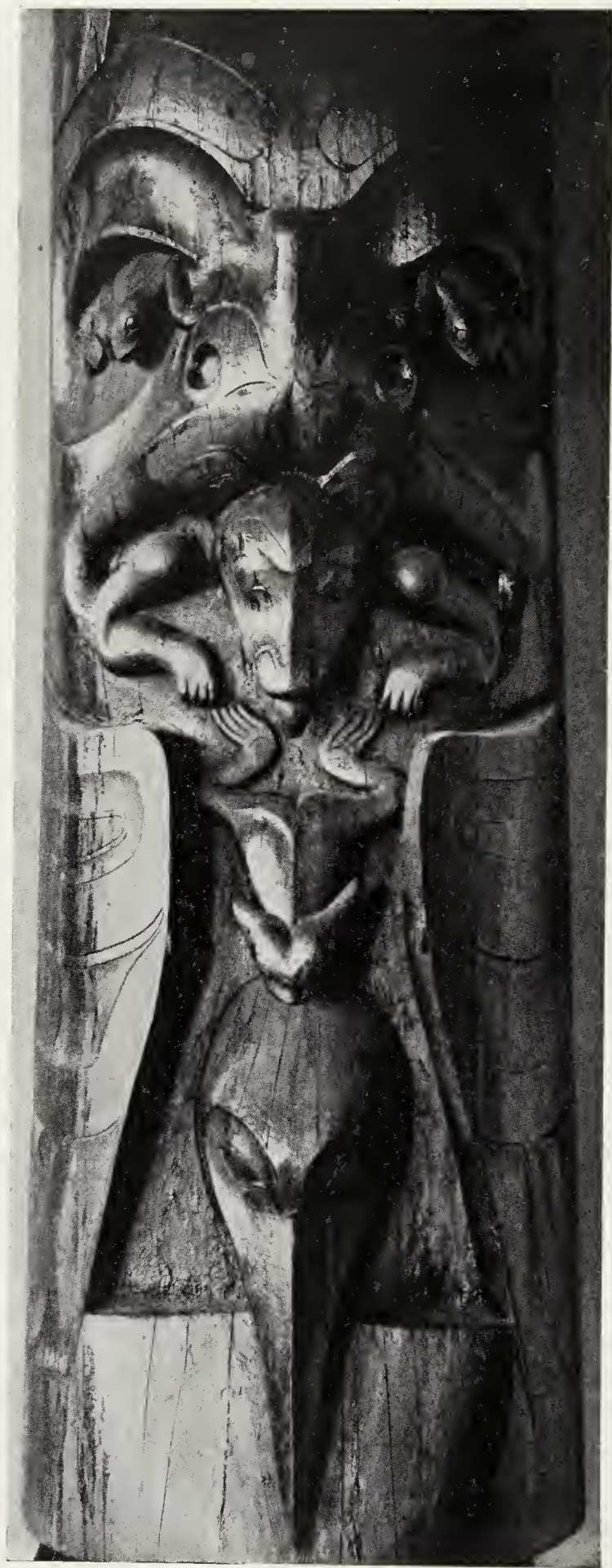
Oberes Ende des Totempfahles der Haidaindianer (S. 30).
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Totempfahl der Haidaindianer, Mittelteil (S. 30).
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



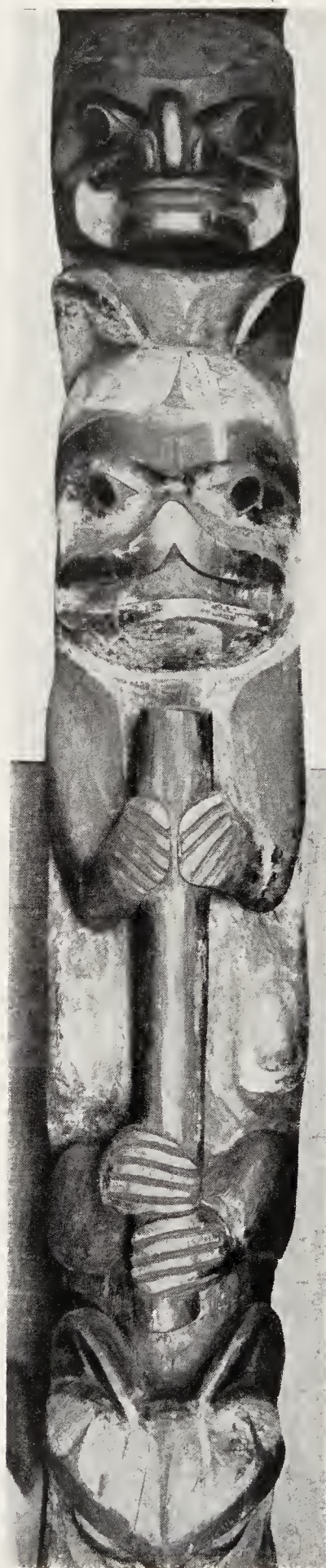
Totempfahl der Haidaindianer. Seitenvergrößerung von Seite 32.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Totempfahl der Haidaindianer. Unteres Ende von Seite 30.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Totempfahl der Haidaindianer. Oberes Ende.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Totempfahl der Haidaindianer. Mittelteil.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Totempfahl der Haidaindianer. Unteres Ende.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Detail des Totempahls der Haida Seite 37.
Hamburg, Museum für Völkerkunde.



Schiefer (Tlinkit).
Bremen, Städt. Museum.



Totempfähle, Schiefer.
Bremen, Städt. Museum.



Schieferschnitzerei, Totempfähle (Tlinkit).
Bremen, Städt. Museum.



Totempfähle der Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Totempfähle.
Bremen, Städt. Museum.



Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Totempfähle, Holz, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Totempfahl und Mann, Holz, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Schiefer (Tlinkit).
Bremen, Städt. Museum.



Schiefer (Tlinkit).
Bremen, Städt. Museum.



Flöte aus Schiefer.
Bremen, Städt. Museum.



Totempfahl der Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Flöte aus Schiefer geschnitzt, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Schieferschnitzerei der Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Rassel, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Rassel, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Rassel (Teil), Haida.
Frankfurt, Völkermuseum.



Haida.
Bremen, Städt. Museum.



Hornlöffel, Haida.
Berlin, Museum für Völkerkunde.



Löffel, Haida.
Wien, Naturhistorisches Museum.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.



Schiefer, Tlinkit.
Bremen, Städt. Museum.

MIT DEM VORLIEGENDEN WERKE ERSCHEINEN
GLEICHZEITIG:

MEXIKO I. VERFASSEN: DR. THEODOR-WILHELM DANZEL.
TEXTTEIL: GRUNDZÜGE DER ALTMEXIKANISCHEN
GEISTESKULTUR.
BILDTEIL: ALTMEXIKANISCHE BILDERSCHRIFTEN.

MEXIKO II. VERFASSEN: DR. THEODOR-WILHELM DANZEL.
TEXTTEIL: KULTUR UND LEBEN IM ALTEN MEXIKO.
BILDTEIL: MEXIKANISCHE PLASTIK I.

MEXIKO III. VERFASSEN: ERNST FUHRMANN
TEXTTEIL: ÜBER DIE RELIGIÖSEN KULTE. TONATIU.
MEXIKANISCHE GEBETE.
BILDTEIL: MEXIKANISCHE PLASTIK II.

IN DER GLEICHEN SCHRIFTENREIHE
ERSCHIENEN:

KULTUREN DER ERDE · BILDERWERKE

BD. I REICH DER INKA	E. Fuhrmann
II PERU. KERAMIK	E. Fuhrmann
IV CHINA. DAS LAND DER MITTE	E. Fuhrmann
V CHINA. TEMPELBAU UND LOCHAN	Dr. B. Melchers
VI AFRIKA. VORGESCHICHTE D. HIEROGLYPHEN..	E. Fuhrmann
X FELSBILDER VON OST-GOTLAND ..	A. Nordèn, Norrköping
XI MEXIKO I. BILDERHANDSCHRIFTEN ..	Dr. Th. W. Danzel
XII MEXIKO II	E. Fuhrmann
XIII MEXIKO III	Dr. Th. W. Danzel
XIV NEU-GUINEA	E. Fuhrmann
XV MUDRAS	Tyra Kleen und de Kat Angelino
XVII FERNANDO POO	Günther Tessmann
XIX INSCHRIFTEN VOM SINAI	Prof. Dr. Grimme
XXII TLINKIT- UND HAIDA-INDIANER	E. Fuhrmann

KULTUREN DER ERDE · TEXTWERKE

ATHARVAVEDA	Übers. Fr. Rückert. Herausgeg. Dr. Kreyenborg
BUDDHACARITAM	Übers. Prof. Dr. Richard Schmidt
MILARASPA. TIBET-DICHTUNG	Übers. Prof. Berthold Laufer
TIBETANISCHE HOCHZEITSLIEDER	Übers. Dr. H. Francke
SCHWESTER HADEWYCH. BRIEFE U. VISIONEN	Übers. Dr. Plassmann

DATE DUE
DATE DE RETOUR

[illegible]

TRENT UNIVERSITY



0 1164 0466407 4

